

Eugen Rosenstock

Politische Reden

*Vierklang aus Volk,
Gesellschaft, Staat
und Kirche*

1929

Verlag Lambert Schneider | Berlin.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort

Volk:

Die Gefangenschaft des Volkes.

*Die Welt ist ein Gefängnis. Volkswirtschaft. Volksordnung.
Die Zerbrechlichkeit der Verfassung.*

Gesellschaft: Macht und Schranken der Industrialisierung.

Die industrielle Revolution. Das neue Militär. Verbandsgesetze. Führung. Mitarbeiter. Belegschaft. Die Zeitmühle. Freundschaft. Kommanditierung der Arbeit. Der Nachfolger.

Staat:

Die ungeschriebene Verfassung.

Das Recht. Die Spaltungen des 11. August 1848. Die drei Freiheiten

Kirche:

Leben und Arbeit.

Die Verweltlichung der Kirche. Der verlorene Maßstab. Das Kreuz des Lebens. Der Angstschrei der Kreatur. Die Samariterkirche.

VORWORT

Diese Reden handeln nicht von vier Dingen in einer Sprache; hier ist nicht die Rede von Staat, Kirche usw. Sondern über das Eine, was not ist, wird in vier Reden gesprochen, und jede Rede spricht eine andere Sprache. Es ist ja nicht so, daß es nur eine deutsche Sprache gäbe. Sondern wir merken heut, daß mehrere Völker Deutsch sprechen! Wer heut zu allen Deutschen „deutsch“ reden will, muß in mehreren Tonarten reden, ehe ihn alle verstehen können. Wie kommt das?

In unserer Zeitrechnung ragen vier große Gestalten empor, die nacheinander von der Menschheit ausgebildet werden wollen und ausgebildet worden sind. Diese Gestalten unserer Zeitrechnung sind die christliche Kirche, der Einzelstaat, die wirtschaftende Weltgesellschaft und unser Volk. Sie sind alle nicht dasselbe, sind oft geradezu entgegengesetzt. Das merken wir, wenn Kirche und Staat um Konfessionen ringen, wenn die Volkszusammenhänge Tirols oder Schlesiens plötzlich von Staatsgrenzen zerschnitten werden. Wir merken es, wenn die Bankiers in London erfolgreich den Staatsmännern widersprechen oder wenn die gesellschaftlichen Mächte von Kapital und Arbeit über die Kirche zur Tagesordnung übergehen. Aber doch stecken weitaus die meisten von uns in allen vier Bindungen zugleich, und mithin sind wir keine einfältigen, sondern recht vielfältige Wesen. Und in uns sind alle diese Mächte verfügt. Jede dieser vier großen Figuren hat also zwar einen anderen Beinamen; jede von ihnen wendet sich an eine andere Seite unseres Wesens. Und dennoch stimmen sie in dem Einen überein: Was immer einer von uns tun oder lassen kann, damit wirkt er in eines dieser vier Reiche der Geschichte und der Wirklichkeit hinein. Wir können nichts tun, ohne gleichzeitig eine dieser Gestalten mit zu verwirklichen, zu bejahen oder zu bekämpfen. Als Mensch von Fleisch und Blut verkörpern wir das Volk mit, als Seele fügen wir uns zu den Seelen in einer sichtbaren oder ersetzten Kirche, als Geist ordnen wir mit den staatlichen Apparat, als Arbeitskraft stehen wir mit im Produktionsprozeß und im Kampf ums Dasein der Menschheit. So gibt es kein Entrinnen in ein Leben

abseits einer dieser großen Menschheitsgestaltungen. Der einzelne Mensch wird nur durch sie und wird nur in ihnen, was er wird. Sie alle sprechen ihre eigene Sprache und sind oder glauben sich gegenseitig selbstständig. Der Reichtum des menschlichen Lebens beruht darauf, daß es sich in alle diese vier Sprachen und Lebensformen hineingießen kann. Wir können uns in allen diesen vier Sprachen ausdrücken und können zwischen den Sprachen, die in diesen vier großen Reichen gesprochen werden, wechseln. In meiner Soziologie wird das Nähere über diese Gestalten unserer Zeitrechnung gesagt, so weit es sich prinzipiell und theoretisch sagen läßt. Eins ist gewiß: Erst ihre Mehrzahl hat uns zu vollen, ganzen Menschen erschaffen.

Noch deutlicher aber treten sie vielleicht vor uns hin, wenn man ihre verschiedene Ausdrucksweise so, wie die verschiedenen Sätze einer dennoch einheitlichen Symphonie nebeneinander bemerkbar macht.

Der Vierklang dieser Reden versucht das. Denn je eine der Reden hier ist innerhalb des Volkstums, der Kirche, des Staates und der Gesellschaft aufgeflogen. Der Sprecher stand jedesmal in einem anderen menschlichen Raum. Der offene Gefängnismittegang, der Saal des Reichswirtschaftsrats, das Theater, in dem Reichs- und Staatsbehörden feierten, und der Kuppelsaal, in dem kirchentreue Protestanten sich unter Gebet versammelt hatten — diese Räume haben eine verschiedene „Akustik“. Die Hörer sprechen auf andere Zusammenhänge und Klänge an. Die Wellenlängen sind verschieden, die in diese verschiedenen Aggregatzustände hineinwirken. Wir Menschen befinden uns in der Tat in verschiedenen Aggregatzuständen. Kein einziger dieser Aggregatzustände ist für alle oder für immer ein Idealzustand. Zwar behaupten viele Eiferer: nur Staat, nur Gesellschaft usw. machen selig. Aber kein menschlicher Mensch kann von der Wiege bis zum Grabe mit einem einzigen dieser Aggregate, dieser Gesellungsweisen, auskommen. Es ist auch seit Adam noch nie einer nur in einer einzigen befangen gewesen! Sondern ein Mensch erkrankt, der nicht zu ihnen allen Zutritt hat. Volksmann, Staatsmann, Kirchenmann, Gesellschaftsmensch sind Spezialisierungen des Menschen. Sie sind die großartigsten und grundsätzlichsten Spezialisierungen des Menschen mit all seinem Widerspruch. Aber wer sich spezialisiert, verarmt zugleich. Die Aggregatzustände, die Gesellungsarten, müssen daher gegeneinander offen bleiben! Wehe uns, wenn wir den Reichtum und den Widerspruch nicht anerkennen und bewältigen. Die Sonderart wird dann Unart.

Wir können freilich in diesem reichen, aber auch verwirrenden Kreis verschiedener Gestalten nur dann unser Leben richtig führen, wenn wir hinter all den so verschiedenen Sprachen und Klängen den einen Klang vernehmen, der sie alle trägt. Und wenn wir sie alle nur

deshalb sprechen lernen, weil sie alle uns Menschenkindern das Leben erträglich machen sollen. Um unsere menschlichen Aufgaben zu bewältigen, bedürfen wir all der verschiedenen Aggregatzustände.*) Aber die Kraft, die jeden einzelnen von ihnen immer wieder überwindet, ist die Kraft, kraft der wir Menschen sind. Möchte durch alle vier Reden hier durchfliegen, daß es immer ein und dasselbe Leben ist, das um den Ausdruck ringt.

*) Vgl. dazu Rosenstock-Wittig, „Das Alter der Kirche“ II (1928), 962 ff. (Verlag Lambert Schneider, Berlin-Dahlem).

DIE GEFANGENSCHAFT DES VOLKES

Wie die Spinne ihr Netz, so kann im Gefängnis der Aufseher von einem einzigen Punkt alle Galerien der verschiedenen Stockwerke bis in die hinterste Ecke überblicken. Dicht an diesen Mittelpunkt herangedrängt saßen, zur Hälfte auf Stühlen in gleicher Höhe mit dem Redner, zur Hälfte auf den Treppenstufen und der nächsthöheren Galerie, über dreihundert Gefangene, Jugendliche und Männer, bei einer Verfassungsfeier im August 1928.

Männer und Jungmannen; deutsche Volksgenossen!

Vorgestern Abend saß ich mit einigen von Ihnen zusammen und wir berieten, was Sie heut wohl am meisten angehe und wie Sie am liebsten die Zeit auskaufen würden, die uns diese Stunde gibt. Einer nach dem andern nahm das Wort: aber alle zielten auf dieselbe Erwägung: eine Sorge schlägt alle Gedanken tot, und je näher der Tag der Entlassung rückt, desto mehr: die Sorge um das Unterkommen, um das tägliche Brot. Die Frage: was wird aus mir?, steht riesengroß vor jedem einzelnen. Einzeln muß er diese Frage stellen, einzeln wenn er heraustritt, sie beantworten. Er ist mit seiner Haupt Sorge hier ganz allein.

Und draußen? Die Gefangenschaft hat aufgehört, aber nur scheinbar. Jeder läuft da seinem ersten Willen nach: das Stück Brot, dies Stück Arbeit, dies Stück Geld, dies Mädchen, dieses Pferd — sie müssen mein sein. Atemlos leucht man der Beute nach, zu der es einen zieht. In dem Rennen wird man zu Boden getreten, man ekelt an. Die Sprache sagt es uns, wie wir leben: „Der will mit dem Kopf durch die Wand.“ Und: „Der stößt sich blutig an jeder Ecke“. Wir sitzen auch draußen eingekerkert und eingegittert, allein mit uns.

Die Welt ist ein Gefängnis.

Und für jeden ist sie ein Gefängnis dadurch, daß er nur sich kennt und sich in allen anderen verrechnet. Das Brot, das heut sicher zu sein scheint, geht morgen verloren. Heut hat man nichts, morgen scheint gut bezahlte Arbeit alle Not behoben zu haben: aber übermorgen? Die elendeste Unsicherheit schüttelt unser Leben. Viele von Ihnen kennen das Bergwerk und kennen die Kohlenschütte. Unablässig sondert sie die Kohle und das taube Gestein. Die Schlacke fällt und wird auf die Halde gestürzt. Kohle aber geht zu Kohle und tritt ihren Weg an in die nutzenbringenden Arbeitsstätten hin-

ein. Eintönig waltet über uns das Schicksal, so wie die Kohlenschütte über dem Gestein: Du arbeitslos, Du eingestellt, Du arbeitslos, Du eingestellt, Du Schlacke, Du Kohle. Und der eine fährt seinen Weg hinein in die Gesellschaft, der andere wird auf die Halde gestürzt. Jeder ist gefangen auf der Schütte des Lebens, jeder mit sich allein.

Elend, Einsamkeit und Unordnung herrschen auch draußen und gerade draußen, außerhalb des Gefängnisses. Unwirtschaftlich werden Menschen, werden Menschenkräfte brach liegengelassen; Ferne und Fremdheit trennen uns auseinander, so daß jeder allein ist mit sich wie ein Versteinerter; Unordnung scheint alles.

Armut im Volk, Fremdheit im Volk und Unordnung im Volk sind der erste Eindruck, den wir empfangen; deshalb hat jeder von Ihnen diese Angst vor dem Austritt in diese fremde, unordentliche, zufällige Welt. Uns alle aber treibt diese Angst, nur betäuben wir sie meistens. Aber wir sind alle besessen von dieser Angst und rennen, toben und laufen, auch wenn wir nicht gerade anecken.

Deshalb antworte ich auf Ihre und unser aller Angstfrage beim Ausgang ins sogenannte Leben, wenn ich spreche von der Volkswirtschaft, die dem Mangel entgegentritt, von der Volksgenossenschaft und von der Volksordnung.

Volkswirtschaft, Volksgenossenschaft und Volksordnung sollten sich zeigen an einem Volksfeiertage. Wo sind sie zu finden? Was bauen wir auf als Wälle gegen die Angst?

I. Volkswirtschaft.

Wenn der einzelne ohne Brot ist, so ist das zuerst sein Unglück und sein Unglück allein. Er bettelt oder hungert sich durch und die Armenkasse gibt ihm Almosen.

Aber des einzelnen Schicksal wird durch die Gesetze der ganzen Wirtschaft mitbestimmt. Wie auf der Kohlenschütte, von der ich eben sprach, der einzelne geworfelt wird und kann nichts dazu tun, so wechselt die wirtschaftliche Konjunktur. Die Volkswirtschaft braucht Menschenreserven. Sie ist darauf angewiesen, daß bald hier, bald dort Hände feiern. Sie ist gleich einer Ziehharmonika von wechselnder Ausdehnung und faßt selten alle Arbeitskräfte; trotzdem braucht sie Arbeiterreserven, um sich bei gutem Glück erweitern zu können. Wir in Deutschland haben zu viel Arbeitskräfte. Unser Land gibt nicht ohne weiteres genug her, uns alle zu ernähren. Deutschlands Volkswirtschaft ist von Gunst und Ungunst der Welt draußen abhängig. Um so weniger kann der einzelne diese ganze Last allein tragen. Sie wissen, daß der Arbeitslose stempeln geht. Das hat etwas zu bedeuten. Ja, es hat soviel zu bedeuten, daß es mich immer ärgert, wenn die Männer über das Stempeln faule Witze reißen. Das ist unwürdig. Es steckt etwas Großes in der Sache.

Die Arbeitslosenversicherung bedeutet die Einreihung der Arbeitslosen als Reserve in die Armee der Arbeit. Auch Du bist Kumpel, auch Du bist Arbeitskamerad, obwohl Du im Augenblick auf der Straße liegst. Du bist nicht allein, auch nicht allein schuld. Sondern im Rahmen des ganzen Heeres ist Dir Dein Los gefallen. Schicksalsgemeinschaft der Volkswirtschaft wird durch die Arbeitslosenversicherung anerkannt. Von dieser Anerkennung aus läßt sich eine Volkswirtschaft aufbauen. Seitdem wir sie haben, können wir also daran gehen, die Volkswirtschaft zu vervollkommen und zu verbessern. Daß wir zusammen wirtschaften müssen, steht nun schon fest. Wenn die Kohlenschütte einmal Dich zu der Schlacke sortiert hat, so wirst Du doch nicht auf die Halde gestürzt, um ein für allemal liegen zu bleiben. Nein, wir werden immer neu sortiert, solange, bis jeder seine Kraft zu brennen, zu wärmen und zu leuchten, sein Stückchen Kohlenenergie hineinfahren kann in die Gesellschaft. Der Mensch fängt oft und oft von vorne an. Der Arbeitsmarkt ist doch etwas anderes als die trostlose Kohlenschütte. Sie kennt nur einen Versuch. Bei der Arbeit aber ist kein Versuch der letzte.

Nach Wirtschaft schreit heute alles. Soviel läßt sich schon sagen, daß die Wirtschaft, die heraufzieht, nämlich die Volkswirtschaft, anders aussehen wird, als die Wirtschaftskämpfer sich sie bisher träumen ließen. Volkswirtschaft steht im Gegensatz zur bloßen Wirtschaft, dadurch, daß sie vom Einsatz des ganzen Arbeitsheeres in den Kampf ums Dasein ausgeht. Die Opfer, die im Arbeitskampf fallen, werden zu Kriegskosten der Volkswirtschaft. Man kann die Verantwortung für sie nirgendwohin abschieben. Die Kosten der Krankenhäuser, Zuchthäuser, Sportplätze, Gerichte, Kirchen, Schulen, Büchereien werden alle zu Kosten der Daseinskriegsführung des miteinander arbeitenden Volkes. Arbeitskräfte falsch wohnen lassen, Arbeitskräfte falsch behandeln, Arbeitskräfte falsch einsetzen, das erträgt der gemeinsame Haushalt nicht, in dem wir zu wirken haben. Und deshalb muß der deutsche Arbeitsmensch sich auch im ganzen Lande zu Hause fühlen können. Der Tagelöhner auf dem Lande war aus Waltersdorf oder in Friedersdorf daheim. Der Arbeiter ist noch ein Tagelöhner. Aber etwas hat sich geändert: des deutschen Arbeiters Haus und Haushalt ist Deutschland und das Deutsche Reich. Die Ordnung des Reichsarbeitsmarkts ist das dringendste Anliegen einer werdenden Wirtschaft des ganzen Volkes.

Indessen, selbst die Arbeitsgemeinschaft von uns allen genügt allein nicht. Bei der unglaublichen Verschiedenheit der Arbeiten und der Berufe wird man sich fern und fremd. Die Menschen, die in einem Volke arbeiten, kommen mir vor, wie die feinen Fasern auf einem engen grünen Blatt. Ein enger Umkreis, solch ein Blatt; so dicht alles beieinander; der schmale Rand, über den keiner von uns hinaus

kann, schneidet alle Linien ab. Aber die Linien des Blattes, die aus einer Wurzel entspringen, gehen alle auseinander; keine lenkt zurück zu einer anderen. Alles trennt sich und löst sich auf. Die Arbeit entfremdet uns einander, auch in ein und derselben Volkswirtschaft. Jeder muß sich eben zu sehr über die eigene Arbeit bücken, wie der Schuster über sein Leder. Und im entscheidenden Augenblick, wo es darauf ankäme, schaut man um sich und findet, daß einem die andern fremd gegenüberstehen.

II. Volksgenossenschaft.

Volksfremdheit muß deshalb bekämpft werden durch Volksgenossenschaft. Genosse und Volksgenosse sind vielgebrauchte Worte, vor allem in der Zeitung. Aber da stehen sie auf dem Papier. Und kein Wort verträgt so wenig, wie Volksgenosse, auf dem Papier zu stehen. Volksgenossenschaft ist etwas viel zu Einfaches dazu. Sie soll unser inneres Gefängnis zerbrechen, die Taubheit des einen gegen den andern. Wie ist es denn, wenn einer mit dem Kopf durch die Wand will? Was hilft ihm dann? Wenn er noch auf jemand anderen hört: wenn er dann noch jemand hat, der ihn anhört und auf den er hört, dann ist ihm noch zu helfen. Einer, ein einziger genügt im gefährlichen Augenblick schon. Das Unglück ist meist, daß gerade im entscheidenden Augenblick dieser Eine nicht zu finden ist. Auf jemand hören und jemand haben, mit dem man sich aussprechen kann, ist die Weise, auf die man Volksgenosse wird und bleibt.

Deshalb ist ein Riesenapparat aufgestellt, um jedem im Volke möglichst viele Mitwisser und Zuspriecher zu sichern. Unsere Verfassung gibt allen Kindern das Recht auf die Volksschule. Das ist der erste Weg in die Volksgenossenschaft. Denn Lesen und Schreiben können heißt ja nichts anderes, als sich vernehmlich machen können und als hören, was andere sagen oder gesagt haben. Das Kind ist begeistert von diesem Weg zu den anderen Menschen. Die vielen Bücher, von der Fabel und von der Bibel angefangen, verbinden das Kind mit allen, die je gesprochen. Wer hat uns nicht irgend etwas Wichtiges zu sagen! Und wir haben die Zeitungen zum Lesen. Freilich: wir gehen nicht mehr gern in die Schule, wenn wir erwachsen sind. Und weil wir das nicht tun, deshalb haben wir zu wenig Volksgenossame. Die Reichsverfassung stellt deshalb schon neben die Volksschule der Kinder die Einrichtung der Volksbildung; damit sind gemeint die Volkshochschulen in den Städten, die Ferienheime auf dem Lande. Die Verfassung bekennt sich zu diesem Namen, weil damit etwas Unentbehrliches bezeichnet wird: Hörstätten, Hörplätze und Sprechstunden und Sprechwochen für die erwachsenen Mitglieder des Volkes. Noch sind diese Freiwochen und Freizeiten dünn gesät. Aber nehmen wir einmal an, die Verfassung hielte, was sie verspricht.

Und überall gäbe es die Schulen für Kinder und die Heime für Erwachsene. Dann wäre noch nichts geschafft, wenn wir nicht auch hineingingen! Viel öfter noch, als wir wissen, versäumen wir, an einer Tür anzuklopfen. Sie würde aufgetan; nur muß man zu rechter Zeit fragen, muß anzuklopfen und zu lesen wissen. An der Volksgenossenschaft weben wir täglich selber oder wir trennen selber das Gewebe auf. In ihr suchen wir freiwillig zueinander zu kommen. Niemand hat ein Recht zu Flagen, ehe er nicht sich ein Herz gefaßt hat und versucht hat, vor die Schmiede zu kommen, die für sein Glück die rechte Schmiede ist. Ja, es ist unter uns geradezu eine Sucht, so zu flagen, daß es niemand hört, der helfen kann. Wir lieben die erbärmliche Luft des Klatschens, Stöhnens, Meidens, Schimpfens, Die-Faust-in-der-Tasche-Ballens. Wir weigern uns innerlich, oft aus einer Lust am Einreißen und Zerstören, zu genießen, was wir nutzen könnten: die Nähe eines guten Willens, die Nachbarschaft eines weisen Rates, die Genossenschaft eines kundigen Helfers. Es sind mehr Wege da, als wir beschreiten! Aber auch hier stets wie mit der Arbeitsgemeinschaft: viele Wege sind da. Aber ausreichen werden sie nie, auch wenn wir sie noch besser ausbauen. Auch die Volksgenossenschaft kommt an ihre Grenzen. Manches Unglück ist zu grenzenlos für solche Hilfe. Was waltet dann über uns? Was gibt es noch außer Volkswirtschaft und Volksgenossenschaft?

III. V o l k s o r d n u n g.

Wo auch die Geister sich fremd bleiben, da hören wir wohl von der harten Schule des Lebens reden. Jeder von uns bekommt sie zu spüren. In ihr reden nicht die Genossen brüderlich mit uns, sondern die harten Tatsachen. Dies ist die dritte Weise, durch die wir ins Leben hineingeordnet werden; neben Volkswirtschaft und Volksgenossenschaft bietet das Volk noch eine Ansicht; wir gehören auch ohne Arbeit und ohne unsern Willen ins Volk, einfach weil wir da sind als einer Mutter Kind, eines Vaters Sohn, einer Frau Mann. Die V o l k s o r d n u n g stellt uns zu bestimmten Menschen gesetzmäßig nahe hinzu. Und dies Gesetz wartet auf uns am treuesten und am zähesten. Wer empfängt Sie denn draußen, wenn nicht eine Frau, die durch dick und dünn zu Ihnen hält? Wen die Sterne zusammengeführt, der gehört zusammen. Unser Wille kann nichts daran ändern. Wenn wir uns unter den Menschen umsehen, so hat jeder solch eine gesetzliche Verbindung, kraft der er unlöslich eingeordnet ist. Bei dem einen ist es die Mutter, bei dem andern die Schwester, bei wieder einem ein Mädchen, bei den meisten die Frau. In unser Leben fährt dadurch eine große Beständigkeit. Es gehört nun irgendwohin. Es kommt in O r d n u n g. Man weiß, was man zu tun und was man zu lassen hat.

So gut wird es uns aber nicht immer. Wir sind oft nicht in Ordnung. Wir sind uns nicht treu und den anderen nicht. Und die Volksordnung zeigt gerade dann ihren ganzen Ernst. Denn wenn wir zu schwach sind, uns in der Ordnung zu halten — und jeder von uns vergeht sich oft genug an Schwäche —, dann stehen zwei Wege offen.

Der erste Weg ist dieser. Man kann heucheln und so tun, als wäre man's nicht gewesen und als wäre man ohne Fehl und Tadel, und das ist der bequemste Weg; dieser bequeme Weg für den Einzelnen vergrößert die Unordnung im ganzen. Denn das Volk spürt jede Störung und sucht nun vergeblich den Störenfried. Und Unschuldige leiden unter diesen Untersuchungen, dieser Unruhe. Vor allen Dingen leidet aber das Volk durch das Mißtrauen, das jeden zerfrisst, weil so viele Schlechtigkeiten geschehen und so viele Biedermänner dastehen und so tun, als trübten sie kein Wässerlein.

Wir hat immer am meisten der Wilhelm Tell gefallen in Schillers Schauspiel, das viele kennen werden. Als der den Landvogt erschießt, der ihn zum Schuß auf den Apfel vom Haupt des eigenen Kindes getrieben hatte, da stellt er sich offen und ruft: „Hier ist der Schütze. Suchet keinen andern!“ Suchet keinen andern: Tell nimmt seine Tat auf sich und dadurch wird — trotzdem ein Mord geschehen ist — die Ordnung gerettet. Denn alles bleibt klar. Ich atme immer auf, wenn es heißt: der Täter stellte sich selbst der Polizei. Wir sind durch die politischen Morde der letzten Jahre ganz verwirrt. An ihnen war das Scheußliche, daß sich niemand zu ihnen bekannte. Wo solche Feigheit zutage tritt, ist die Tat schmutzig. Wie kann sie rein sein, wenn es niemand gewesen sein will? Ich kann jedes politische Verbrechen begreifen. Aber wirken kann es nur, wenn der Täter die ordnungsmäßigen Folgen auf sich nimmt. Dann kann das Gefängnis der Welt, in dem wir leben, vielleicht leichter und freundlicher werden. Vielleicht; aber eben nur dann, wenn der Täter sich freiwillig stellt. Solch ein Mann ist frei auch in Ketten. Er hat die Mauern des Gefängnisses zerbrochen; und zwar in doppeltem Sinne. Das äußere Gefängnis ist ihm gleichgültig. Der Kerker aber, in dem wir alle schmachten, weil wir blind mit dem Kopf durch die Wand wollen, dies innere Gefängnis ist abgefallen von ihm. Wer nicht heuchelt, sondern zu seinen Taten sich bekennt, ist immerdar frei. Er baut an der Volksordnung mit. Wer die Folgen auf sich nimmt, ist ein Mann des Gesetzes und der Volksordnung, auch dort wo er sie übertreten mußte.

IV. Die Verbrechlichkeit der Verfassung.

Volkswirtschaft, Volksgenossenschaft und Volksordnung bilden zusammen die Verfassung des Volkes. Ob sie gesund oder krank ist,

hängt von diesen ihren drei Teilen ab. Wenn auch nur einer versagt, ist es, wie wenn lauter Schwären am Volkskörper jucken und krähen. Kein Gesetz, auch kein Niederschreiben einer noch so schönen Verfassung kann dagegen helfen. Wir haben zum Glück eine Verfassungsurkunde, die sich dieser Tatsache bewußt ist. Unsere Verfassung weiß, daß sie nur dann stimmt, wenn wir, die Volksgenossen, sie stimmen machen. Die deutsche Verfassung weiß, daß sie zerbrechlich ist. Das soll der Satz bedeuten: Die Staatsgewalt geht vom Volke aus. Er ist kein Triumphgesang, er ist eine furchtbare Wahrheit. Er bedeutet:

Die Verfassung ist zerbrechlich. Und nun kommt das Seltsame. Nur weil sie zerbrechlich ist, können wir sie lieben. Mauern, Festungen, Kanonen, Türme, Riesenmassen und große Macht können imponieren. Aber man kann sie nicht lieben. Ein zerbrechliches Mütterchen, das läßt sich lieben. Eine Blume oder ein Schmetterling — du zerstörst sie mit einem Fingerdruck. Aber eben deshalb erscheinen sie uns unendlich lieblich und reizvoll. Nur das Zarte ist liebenswert. Das zerbrechlichste Wesen ist der Säugling in seiner Wiege. Selbst der Roheste tut dem Wickelkind nichts. Es ist gefeit gegen Verbrechen durch seine Gebrechlichkeit.

Könnten wir dasselbe von unserer Verfassung sagen, so wären wir ein gesundes Volk. Aber ganz gesund ist niemand. Wir alle streben nur danach, gesund zu sein oder zu werden. Deshalb ist es keine unbillige Zumutung, wenn ich Sie jetzt auffordere, mit mir das Lied zu singen, in dem Gerechtigkeit und Recht und Freiheit gepriesen werden. Denn auch das Lied fordert uns nur, auf, nach ihnen, d. h. nach Volksgesundheit, zu streben; die Gesundheit unseres Volkes herbeizuwünschen ist aber jedermanns Angelegenheit. Wer wollte nicht das Zarte und Zerbrechliche lieben, das in der Verfassung unseres Volkes sich vor uns hinbreitet und uns zur Pflege und zur Obhut anvertraut ist. Gerechtigkeit und Recht und Freiheit sind nicht da, sondern es gilt, sie zu verwirklichen. Daß wir uns aber aus unserer Arbeit, aus unserer Entfremdung und aus unserer Unordnung sammeln, das ist die Vorbedingung für solche Genesung. Und so brauchen wir uns nicht des Bekenntnisses heut zu schämen, daß wir dies Volk lieben. Unser Volk ist es, weil seine Verfassung von uns mit abhängt. Weil wir es zerbrechen, wir es erneuern, deshalb gestehen wir uns ein, daß wir es lieben.

Lieber ist uns die Klarheit als die Verwirrung, den Tag schaffen wollen wir aus der Nacht, in Nähe verwandeln möchten wir die jederzeit drohende Entfremdung. Und wenn ich Sie jetzt zum gemeinsamen Gesang des Deutschlandliedes bitte aufzustehen, so spürt wohl ein jeder, wie anders jetzt uns allen das Wort klingt, mit dem ich Sie anrufe: Volksgenossen!

MACHT UND SCHRANKEN DER INDUSTRIALISIERUNG

*Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung der Vereinigung
der Deutschen Arbeitgeberverbände am 12. März 1925 im Saale
des Berliner Reichswirtschaftsrats.*

Ich soll hier die Macht der Industrie durch den von ihr eingeleiteten Aufbau einer allumfassenden Kraftwirtschaft und ihre etwaige Schranken behandeln, also Stellung nehmen auf weite Sicht, auf die Sicht einiger Jahrzehnte. Diese Schweife ist Pflicht des Lehrenden. Die Stellung, die ein Lehrer einnimmt, soll ja dem Studenten noch etwas sagen, wenn er dreißig Jahre später mitten in der Praxis steht. Mit einer solchen Stellung steht man gewiß nicht über den Parteien, die den Alltag der Industrie als Arbeitgeber und Arbeitnehmer durchkämpfen. Aber man sieht etwas anderes als den Alltag. Man sieht das Schicksal, das beiden Parteien im Genick sitzt. Und da fällt einem vor allem eins auf: Die Arbeitgeber pflegen die Macht dieses Schicksals zu unterschätzen. Von dieser Macht deshalb zuerst ein Wort.

Die industrielle Revolution.

Die Macht der Industrie schlage ich höher an, als es wohl die meisten Arbeitgeber tun. Ich glaube, daß die Industrialisierung ein Prozeß ist, der viele Einrichtungen, die Sie bisher aus Ihren Betrachtungen herausgelassen oder jetzt erst schüchtern einbeziehen, umschmelzen und ebenso taylorisieren, mechanisieren, industrialisieren wird. Die Macht der Industrie ist im Begriff, die Landwirtschaft zu revolutionieren. Die Kraftwirtschaft oder dieser Vorgang, den wir Industrialisierung nennen, wird ergreifen die Büros unserer Gerichte, die Büros unserer Staatsverwaltungen. Es ist doch nicht nötig, daß das Büro eines Grundbuchamts oder eines Amtsgerichts so übel nach Staub und Akten duftet, so unrationell arbeitet, wie das jetzt der Fall ist. Es ist nicht notwendig, es ist aber auch nicht möglich, daß der Betrieb in den Kultureinrichtungen, wie es die Schulen, die Universitäten sind, wie es die Kirche ist und der Staat

ist, unberührt bleiben von dem eindringenden Spezialisierungs- und Industrialisierungsprinzip. Wenn ich an der Anschlagssäule bei der Abreise von meiner jetzigen Heimatstadt Breslau lese: „Weltanschauungswoche der evangelischen Kirche“, dann sage ich mir doch: Industrialisierung! Hier ist die Weltanschauungswoche, daneben die Weiße Woche für die Textilien. In den nächsten Wochen findet dann die Weltanschauungswoche mit denselben Kräften in einem anderen Saal und in einem anderen Teil unseres Vaterlandes statt. Man hat für diesen Zweck einen Stab, der auf die rationellste und billigste, zweckmäßigste Weise die Weltanschauungen so propagiert, kolportiert und durchaus wie der erfahrene Reklamedirektor psychologische Erfahrungen sammelt, wie man diese Dinge am besten vorbringt. Wir Gelehrte selber — ich bitte, nicht zu glauben, daß ich hier nur von anderen spreche und mich da nicht einbegreife — wir selbst sind doch genötigt, mehr und mehr infolge der Jagd der Gesehe, in der Flucht der Erscheinungen, dabei angesichts der Masse zu belehrender Menschen — ob das Schüler, Studenten, Gewerkschaftssekretäre oder Syndici sind, ist für diese Frage gleich — also angesichts dieser zunehmenden Massen auch gewisse Methoden der Massenbefriedigung anzuwenden, die Betriebsamkeit, die mit dem Betriebe sehr zusammenhängt und die wenn auch noch so vornehme — Verarbeitung. Natürlich ist die unerfreuliche Seite dieser Sache, daß die Papierflut immer höher anschwillt. Andererseits tritt aber doch eben eine Rationalisierung, eine Industrialisierung ein. Um es genau zu sagen: es sondert sich aus ein Arbeitsraum aus dem Lebensbereich von uns Menschen, der unabhängig von jeder Willkür unseres Privatlebens gewisse sachliche Aufgaben möglichst in dauerndem Fluß, ohne Rücksicht auf Wochentag und Sonntag, in Schichtarbeit am besten, mindestens in irgendeiner fortlaufenden Bandfabrikation befriedigt und hervorbringt. Diesem Schicksal des fortlaufenden Betriebes, dem eigentlichen Wesen der Industrialisierung, kann heute keine geistige Macht alter Art widerstehen, wie gesagt, auch nicht Staat und Kirche, auch nicht Hochschule und Kultur, auch nicht Kunst und Wissenschaft.

Das neue Militär.

Diese Industrialisierung bedeutet aber, wenn man sie sich einmal durchgeführt denkt über alle Gebiete des heutigen Lebens, wenn ich also als „Arbeitgeber“ einmal schlechthin alle diese auftraggebenden Mächte bezeichne, die dem einzelnen eine Funktion zuweisen — diese Industrialisierung bedeutet, daß das Leben des Friedens härter wird und viel härter als früher, wo sich die Arbeit dem Privatleben der Menschen, die die Arbeit trieben, anzupassen und anzuschmiegen hatte. Das hört auf. Die Arbeit läuft weiter, auch wenn ich ausfalle, wenn ich verreise, wenn ich in Urlaub gehe. Jeder muß einen

haben, der ihn in dieser Zeit vertritt. Niemand ist unersehbar im industrialisierten Betrieb. Wir kennen das aus einer Ordnung des Lebens, aus der militärischen schon längst; hier galt des Dienstes immer gleichgestellte Uhr schon vor allem Industrieleben. Ich möchte den Vergleich ziehen: unser industrialisiertes Leben des Friedens ist das neue Militär. Die Härte des Lebens hält ihren Einzug hier, und der Kriegsdienst des Lebens ist ein unentrinnbarer, der vor jeder Arbeit und jedem Arbeiter steht. Die Macht der Industrie ist also, daß sie uns alle zu einer großen Arbeitsarmee zusammenschweißt, daß wir hier wirklich in einer sachlichen Rüstung unsere Arbeit vollbringen, daß nur die Leistung entscheidet, die Funktion, daß niemand, wer es auch sei, unersehbar sein kann, daß ein laufendes Band die Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen versucht.

Es ist ganz nutzlos, sich nun auch für sich selber dadurch über das Fortschreiten dieses Prozesses zu täuschen, daß man gewisse Teilmächte des Lebens aus diesem Industrialisierungsprozeß gleichsam herauslassen möchte, daß man glaubt, sich noch irgendwo ein Idyll halten zu können, wo er nicht hinkommt. Ich glaube, die Hausfrauen werden sogar ihre Haushalte hineinziehen lassen müssen, und selbst wenn die Kochrezepte dadurch etwas weniger kompliziert werden sollten.

Wenn es aber nutzlos ist, sich gegen diesen Prozeß zu stemmen von außen, d. h. von den vorindustriellen Lebensgewohnheiten her, weil man irgendwelche liebgewordenen alten Lebensformen erhalten will, so ist es trotzdem mit einer reinen militärischen Heeresordnung für kein Volkstum und kein Volk getan. Die Schranken der Industrialisierung müssen da liegen, wo das Militär des Friedens, die Industrie, die industrialisierte Gesellschaft irgendwie für diesen Kampf eine Sinnggebung braucht, oder, genauer und nüchterner gesprochen: wo sie auf das einzige Mittel der Produktion stößt, das sich nicht ganz programmäßig bändigen läßt, auf den Menschen, und zwar geschieht das in allen drei Schichten des industrialisierten Gesellschaftslebens, d. h. also bei der Leitung, bei der Mitarbeiter-schaft und bei der Belegschaft. Die Schranken der Industrialisierung liegen nicht in der Natur irgendeiner Sache, vielleicht aber in den Menschen, die die Welt der Industrie bevölkern.

Wenn ich nun also zu meinem zweiten Thema komme und davon etwas einläßlicher sprechen darf, weil wir uns über die Macht der Industrie verhältnismäßig rasch geeinigt haben werden, und da nur Differenzen im Tempo und im Ausmaße bestehen werden, so handelt es sich also jetzt bei den Schranken der Industrialisierung, wie ich wiederholen möchte, nicht um Schranken, die diesem Industrialisierungsvorgang von außen durch Kirche, Staat, Kulturanschauung

usw. entgegengesetzt werden. Ich glaube, daß die vorhergehenden Ordnungen des Lebens überrannt und erfasst werden müssen von dieser Industrialisierung. Zum Beispiel läßt sich vermuten: das Heer selbst, das alte Militär, kommt einem modernen Arbeiter in Berlin in der Metallindustrie doch einfach veraltet vor mit seinem Kommiß. Er ist ja eine viel feinere Arbeitsteilung, ein viel geräuschloseres Gehorchen gewöhnt in seiner Fabrik. Infolgedessen ist er viel besser trainiert zum Kriegsdienst als durch seinen Militärdienst. Wie dem auch sei; wie gesagt, über das Ausmaß werden wir uns hier an diesem Nachmittag nicht gleich einigen können. In dieser Richtung aber wird der Weg lange weiter gehen, auch dann noch, wenn die Jungen, die heute bei mir durchs Examen fallen, schließlich alt geworden sind. Aber über die Schranken der Industrialisierung zu sprechen und das auch als einen ganz bestimmten gesetzmäßigen Vorgang anzusehen, das ist vielleicht für Sie etwas unerwartet. Worum handelt es sich dabei? Es handelt sich dabei um einen Vorgang, den wir ja aus dem Militär kennen, in der Leitung zunächst, dann in der Mitarbeiterschaft, dann in der Belegschaft, um die Folgen der Kampfhandlung für die Leute, die diesen technisch immer vollkommeneren Kampf ums Dasein selbst bewältigen sollen. Ich glaube, für den Industrieführer werden Sie mir ohne weiteres zugeben, daß allerdings er wie ein Offizier heute an der Front in jedem Augenblick wechselnde Entschlüsse fassen muß. Das Wesen des Feldherrn, des Generals ist, daß er in jedem Augenblick vor einer neuen Situation steht und unbekümmert um sentimentale Rücksichten dann sich umstellen muß. Von dieser Umstellung, je nach der Konjunktur, wissen Sie ja ein Lied zu singen. Wenn das so ist, daß dieser Führer sich dauernd muß umstellen können, so muß er besondere Fähigkeiten haben, ähnlich jedem Führer im Kampf. Und für das Heer, für das alte preussische Heer, ist es eine große Frage gewesen, woher es seinen Führernachwuchs beziehen sollte. Wir werden gleich sehen, daß es da noch ganz besonderer Einrichtungen bedurft hatte, um einen solchen Führernachwuchs sicherzustellen.

Verbandsgeetze.

Es gibt Gesetze für jeden menschlichen Verband, der irgendeine, sei es kurze, sei es lange Aufgabe bewältigen will. Ein solches Gesetz erlebten wir, als wir soeben in diesen Saal einzogen. Es blieben nämlich zunächst die Bänke hier vorn, unterhalb des Vorstandes, leer. Hinten die ersten aber sind auch jetzt noch überfüllt. Dahin drängen sich alle. Die Hörsäle werden meistens so besetzt. Der arme Redner hier vorn sieht nur die Lücken. Vorn die leitende, hinten die mehr oder weniger passive Menge — die Mitte dazwischen spärlich. Das ist ein Gesetz der Raumfüllung,

wie sich Menschen in einem unbekannten und unsympathischen Raum verhalten.

Und doch würde jede Versammlung besser verlaufen, wenn gerade an der Spitze der passiven Menge recht zahlreich die besten, die aktivsten, die dem Vorstand und den Rednern ebenbürtigsten Männer säßen.

Aber diese gesunde Anordnung stellt sich nicht von selbst ein. Man muß sich dazu erziehen! Sich selbst überlassen, funktioniert die menschliche Natur hier einfach falsch!

Auch die Industrie hat zuerst aus Direktion und Belegschaft bestanden mit spärlichen Zwischengliedern. Nachträglich erst hat sich die Angestellten-schicht so vermehrt, daß sie als Medium zwischen aktiver Leitung und passiver Belegschaft unser industrielles Schicksal mitbestimmen kann. Sie wissen, daß die Mittelschicht heute viel schneller wächst als die Arbeiterschaft. Es wird da etwas nachgeholt, ähnlich wie im Saale.

Ich möchte ein anderes Gesetz, das uns weiter führt, aus der Technik erzählen, das mir selbst begegnet ist, und das Ihnen vielleicht gleich deutlich machen wird, daß es für Leitung, Mitarbeiter und Belegschaft tatsächlich Gesetze gibt, die diesem merkwürdigen Wesen Mensch sein gefährliches Gepräge geben. Es war im Jahre 1919 im Frühjahr, also man war in Deutschland verhältnismäßig geistesabwesend. Von Amerika und Ford war in dem Augenblick nicht die Rede. Es war in einem großen Automobilwerk, und die Leitung beriet, ob man von den Flugzeugen, die man im Kriege produziert hatte, zum spezialisierten Luxusautomobilbau zurückkehren solle, so also, daß jeder Kunde sein spezielles Auto bekommt, oder ob man in die Massenfabrikation des Kleinautos hineinsteigen müsse. Die Direktion entschied sich natürlich für das Luxusautomobil, denn das hatte man früher so gemacht. Man berief sich auf die deutsche Qualitätsarbeit usw. Da erlaubte ich mir den schüchternen Einwand, sehr schüchtern, denn ich hatte gar nichts zu sagen — ich galt als Volkswirt in dem betreffenden Werk, weil ich mich mit Arbeiterfragen befaßte —, es sei ein Gesetz, daß keine technische Errungenschaft dieses demokratischen Jahrhunderts auf die Dauer den Massen vor-enthalten bleiben könne. Wie es auch immer sei, es sei eher möglich, daß eine solche Erfindung wieder verschwände, als die Ausbreitung des Telephons, der Badewannen, der Seife, des elektrischen Lichtes, der Straßen- oder der Eisenbahn den Massen vorzuenthalten. Jedes dieser Dinge wandere von oben nach unten; und wenn es das nicht könne, so erzeuge es eine solche Wut und einen solchen Haß, wie wir es ja auch auf unseren Landstraßen immer noch erleben, nur weil wir 10 Autos statt 100 oder 1000 fahren sehen.

Nun wird die Sache etwas unangenehmer. Denn ich möchte dieses Gesetz nun umdrehen und auf die Menschen übertragen. Wenn es richtig ist, daß das Auto kurz, nachdem es der erste gehabt hat, schon absinken und schließlich dem letzten zugänglich sein muß, so wie Sie das auf der bekannten Photographie im Fabrikgebäude in Amerika sehen, wo die hunderte Arbeiterautomobile stehen — wenn das richtig ist, so gilt das umgekehrte Gesetz nun für die Belegschaft eines Industrieverbandes, ja, jedes Menschenverbandes. Die Lebenshaltung des Durchschnitts und der Massen muß sich in irgendeiner Weise auf die Leitenden mitübertragen. Ein Beispiel, das Sie alle kennen: die Fürsten konnten nicht umhin, beim alten Militär ihre Söhne und Vettern und Onkel Offiziere werden zu lassen, der Prinz mußte Offizier werden und der König selbst, um anzuerkennen, daß er mit in Reih und Glied und irgendwie von der Pike auf mitdiente. Das ist ein unaufhaltsames Gesetz, eines Tages muß der Königsjohn dran glauben. Es ist das uralt. Sie lesen das auch in der deutschen Geschichte der älteren Zeit, daß Kaiser Friedrich Barbarossa 1184 ein herrliches Schauspiel in Mainz gehalten habe, um seine Söhne zu Rittern zu schlagen. Das war nun nicht etwa, meine Herren, nur so eine glanzvolle Kundgebung; nein, es war eine Konzession an den Zeitgeschmack und Zeitgeist im tieferen Sinne. Diese Ritter, diese Kriegsknechte, diese Söldner, diese Lohnempfänger von damals, aus der Unfreiheit aufsteigende Ministerialien hatten es durchgesetzt, daß selbst der Kaisersohn den Ritterschlag empfangen mußte, d. h. irgendwie den Kriegsdienst in sinnfälliger Form mit auf sich nahm. Heute haben Sie ja schon solche Dinge in scherzhafter Form, wenn der Generaldirektor am Eingang der Fabrik locht. Es ist das eine respectable Empfindung, die er damit — Edison hat das zuerst in Amerika eingeführt — zum Ausdruck bringen möchte: auch ich bin ein Mädchen im Produktionsprozeß und gehe jetzt in die Fabrik.

Nun, es ist dieses Symbol aber zu wenig, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es nur den Tag dieses Mannes betrifft und weil es an seinem wirklichen Lebensweg und seiner Lebenslaufbahn nichts ändert. Das entscheidende Gesetz, von dem ich hier sprechen muß, ist, daß von der Lebensform der Massen auch in allem Ernste irgendwie erfaßt wird das Lebensschicksal des leitenden Mannes. Es braucht nicht in der barocken Form zu geschehen, daß der Arbeitgeber aus Gewissenhaftigkeit sich das doppelte Gehalt seines Prokuristen aussetzt, damit er einen Anhalt hat, wieviel er verbrauchen kann; es kommt das tatsächlich vor. Und es ist auch das ein solches Bedürfnis, sich in Reih und Glied zu stellen. Ich glaube vielmehr, vor allem äußert es sich in der Erfahrung der Leitung, daß auch er, der leitender Funktionsträger des versachlichten Betriebes ist, daher

ersehbar ist, ja ersetzbar sein muß. Das bedeutet aber, daß es mit der Errichtung eines Testamentes nicht geschehen ist, wenn er seinen Nachfolger bestellen will, daß Erben und Nachfolgen zweierlei ist. Damit tritt also für ihn selbst sein eigenes Tun plötzlich als ein Amt und ein schwieriges Amt in den Vordergrund.

Sie können in der Kleidung, im Benehmen außerhalb der Fabrik tausend solcher Vorgänge studieren, die Ihnen zeigen, daß unaufhaltsam das Bedürfnis heute da ist, daß die Leitung ihren Charakter als Mitarbeitende, als Arbeitsträger und Funktionär zum Ausdruck bringt. Dies Gesetz der Angleichung wirkt von unten nach oben einheitlich durch alle drei Schichten hindurch.

F ü h r u n g.

Um nun aber die einzelnen Schichten im Werk in ihrer besonderen Funktion deutlich zu machen, erlauben Sie mir, daß ich von jeder dieser drei Schichten ein ebensolches Gesetz formuliere, das zugleich eine Schranke für die Industrialisierung bedeutet. Es gilt da erstens für die Leitung, d. h. für die Generalität, für den Generalstab, für die Firmenherren, für die Führer der Arbeit, die ganz frei, nur sich selbst verantwortlich tätig werden: sie können nicht direkt durch zweckhaftes Nachsinnen und zielbewußtes Handeln erzeugt und hervorgebracht werden. Es ist unmöglich, sei es für den Lehrer, sei es für sonstige Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft, Führernachwuchs direkt zu produzieren. Es ist genau so wenig möglich, wie man etwa die kleinen Kinder unmittelbar fabrizieren kann. Das Hervortreten des richtigen Feldherrn ist jedesmal ein einzigartiges Ereignis, ein Glück. Man muß es darauf ankommen lassen, ob er sich findet. Wir werden darauf aber noch zu sprechen kommen, daß man doch etwas für die Erziehung einer Führerschicht tun kann. Aber es bleibt ein oft und gern übersehenes Gesetz, daß man dies nicht rationalisieren kann.

M i t a r b e i t e r.

Das zweite Gesetz, das sich nicht auf die Führung bezieht, auf die Leitung, sondern auf die Mitarbeiterschaft, lautet gerade umgekehrt. Denn der Stab der Mitarbeiter, die Schar der mittleren Offiziere, das Rekrutierungsbecken für die Führung also, kann man sehr wohl vorbereiten, und sehr wohl durch besondere Einrichtungen sicherstellen. Als man Jena und Auerstädt in unserem preussischen Staate erlebt hatte, da ging man dazu über, das vollkommene Versagen der Generalität nicht etwa dadurch zu heilen, daß man neue Generale ernannte, sondern daß man die Kriegsakademie in Berlin gründete und also für den mittleren Offiziersnachwuchs zunächst sorgte. Ich bin zwar

kein eigentlicher Techniker, aber soviel habe ich aus diesen Vorgängen für meinen Fabrikationsprozeß, der den Menschen betrifft, gelernt, daß der Umweg, die indirekte Wirkung also, hier ein Hauptfaktor ist. Ich kann, wenn ich an den Nachwuchs der Führung denke, nicht direkt für diesen Führernachwuchs etwas tun, aber ich kann einen Umweg einschlagen, und ich kann etwas für die mittlere Mitarbeiterschaft tun. Für diesen Mittelstand, diese mittlere Schicht im Betriebe und in der Industrie muß man ausdrücklich sorgen wie damals das preussische Heer durch die Kriegsakademie; nicht etwa nur um dieser Mitarbeiter willen, sondern aus einem anderen Grunde: um dieses Bassin, dieses Vorratsbecken für den Nachwuchs in der Führung zu haben.

Sie erinnern sich vielleicht jetzt des Gesetzes der Saalfüllung wieder, wo auch die Mitte sich nicht von selber bilden will, sondern nur auf Aufforderung.

Belegschaft.

Und nun das letzte Gesetz für die Masse! Die Masse der Belegschaft, die man nicht ohne weiteres als die Mitarbeiterschaft ansprechen kann, die Masse aller derer, die aus hartem Muß, also nicht nach längerem Vorbereiten, in die Industriearbeit hineinstürzt, von 14 Jahren etwa schon, also ohne lange Umwege der Ausbildung und Erziehung — diese Masse formt sich unvermeidlich nach dem Vorbild dieser mittleren Schicht. Ein Arbeitnehmer kann sich nicht nach dem Arbeitgeber formen; das wäre komisch für ihn und verlegend für seinen Stolz. Aber was, glaube ich, dem Arbeitgeber so befremdend ist, ist, daß sich sein Monteur durchaus nach den Bürokranten richtet. Er fragt: „Weshalb tut der Mann das? Er ist mir viel lieber als Mechaniker, als Monteur in seiner gelernten Arbeit, in seiner Kraft. Er steht mir durch sein Schaffen näher als jener.“ Ja, wir werden das nicht ändern können, weil das Wasser immer den Berg herunterfließt. Es ist nicht möglich, die Masse der Belegschaft davon abzubringen, daß sie sich nach Vorbildern richtet, die ihr fix und fertig präsentiert werden. Das gesellschaftliche Oben und Unten wirkt sich mit unwiderstehlicher, geradezu physikalischer Gewalt aus. Deswegen kommt auf die Gestaltung dieses Vorbildes alles an. Die Kriegsakademie, die ausdrückliche Erziehung der mittleren Schicht, ist nicht nur von indirekter Wirkung für den Nachwuchs der Führung, sie ist auch vor allen Dingen deshalb notwendig, weil die Masse dann, wenn diese erzogene Mittelschicht fehlt, sich ihre Vorbilder dort sucht, wo sie sie nur irgendwie zu finden glaubt. Ob das der Gewerkschaftsbeamte ist, ob das der Konstrukteur ist, ob es der kleine kaufmännische Angestellte im Büro ist — er zieht immer nach sich die ganze Masse in ihrer Lebenshaltung, in ihrem Lebensstil, in

ihrem Gehabe und Gebaren, vom Stehfragen und Kostüm bis zur Ehe und Erziehung. Geben Sie dieser Masse kein Vorbild, so ist die unvermeidliche Folge, daß sie sich den dämonischen Mächten verschreibt, die Sie heute am Werke sehen, den Mächten der Masse; kluge Leute behaupten, wir seien diesen Mächten rettungslos verfallen, die eben kein Vorbild, aber ein Schlagwort geben, die keinen Zug für das ganze Leben verleihen, die aber für den Augenblick „ziehen“. Diese dämonischen Mächte werden sich immer wieder des in uns allen vorhandenen Massenmenschen bemächtigen, wenn wir in unseren eigentlichen Arbeitsverhältnissen kein Vorbild, das uns irgendwie annähernd erreichbar ist, vor Augen sehen. Und, wie gesagt, wenn Sie sich unsere heutigen Zustände in der Industrie ansehen, so werden Sie mir doch wohl zugeben, daß bei der Frage der Schichtung im Betriebe die Dreiteilung keineswegs klar erkennbar ist. Bald versucht man sentimental, die gesamte Belegschaft zur Mitarbeiterschaft zu stempeln, und ist dann betrübt, daß das nicht geht. Oder, wie es heute vielfach zugeht, die Mitarbeiter rechnen sich umgekehrt zu den Arbeitnehmern, verstärken deren Bataillone; damit steht dann die dünne Linie der Arbeitgeberchaft, die „Führung“ der kompakten Masse gegenüber, so daß nur Masse und Führer miteinander spielen und miteinander werfen sollen, und das geht nicht; denn niemand aus dieser großen Masse nimmt sich ja selbst den Lebensstil des Arbeitgebers zum Vorbild. Es fehlen in der Masse die Vorbilder, nach denen sich die Mitläufer richten könnten. Die Zerreißung der Dreiteilung und das Schwanken entweder in die zwei Teile: Führung und ihr seid alle meine Mitarbeiter, oder: Führung und ihr seid alle Arbeitnehmer — diese Zerreißung ist im augenblicklichen Zustande so, daß sie bestimmt in 30 Jahren nicht mehr sein kann, wenn also das, was wir heute auf der Hochschule zu dozieren haben, doch gerade erst für die Leute praktisch werden soll. Gesetze menschlicher Typen: des Führers, des Mitarbeiters, der Belegschaft, widersehen sich einem rein naturhaften Fortgang der Industrialisierung. Denn dieser muß die mittlere, nach oben als Saatkfeld, nach unten als Vorbild wirkende Schicht auch in Staat, Kirche und im Bauerntum zerreißen und die Dämonen der Masse in uns allen entfesseln.

Die Zeitmühle.

Diese Gesetze werden nun in einem zweiten Lebensreich irgendwie verwaltet und zur Durchführung gebracht oder vorbereitet von dem Menschen in uns, der nicht im Betriebe selbst steht. Die Zeitmühle, die die Menschen zu Führern, zu Mitarbeitern oder zur Masse mahlt, kann nicht im Betriebe selbst stehen, denn im Betriebe will ich wissen, was ich tue, da habe ich mein Pensum, meinen Anstellungsvertrag, meinen Lohn klar als Zweck, Ziel und Aufgabe vor

mir. Die Zeitmühle aber erfasst jeden Menschen, ohne daß er es ahnt, ohne daß er etwas dazu tun kann. Sie packt ihn von hinten, sie bildet ihn und sein Leben, ohne daß er es planmäßig selber tun kann. Dieser zweite Bereich setzt der Industrialisierung Schranken, denn er muß ihr alle drei, die Führung, die Mitarbeiterschaft und die geformte, d. h. die nach Vorbildern erzogene Belegschaft immer wieder liefern. Es handelt sich da um ganz nüchterne Dinge, die der Führer, der Mitarbeiter und die Belegschaft lernen müssen, und zwar lernen müssen, wie man alles nur lernt durch Übung, Erfahrung und eigenes Tun. Ich kann das nicht dozieren. Niemand kann es dozieren. Aber in diesem zweiten Lebensbereich ereilt es den Menschen. Lassen Sie es mich mit einem ganz banalen Vergleich zunächst erläutern. Ich glaube, Sie alle befinden sich mehr oder weniger oft im Eisenbahnwagen, und es ist dann doch für Sie wahrscheinlich oft eine Erholung, dort einmal einen angenehmen Mitbürger kennenzulernen, eine überraschende Bekanntschaft zu machen und unerwarteterweise von dieser Reise eine Erfrischung und Auffrischung heimzubringen. Eine Anregung zu erfahren, einen neuen Menschen zu sehen, das bedeutet immer auch, einen neuen Mut zu haben, die Dinge noch einmal von einer anderen Seite aufzufassen. Für die Lebensreise im großen gilt nun, glaube ich, genau dasselbe Gesetz, daß nämlich der einzelne zwar nicht programmäßig und dennoch notwendig diese Auffrischung seiner Kräfte sich zuführen kann. Er kann sich nämlich dem aussetzen, daß ihm so etwas Neues, noch eine neue Freundschaft, eine neue Verbindung, eine Entspannung begegnet, aber er kann sie sich nicht schaffen. Denn es handelt sich gerade darum, daß er seine Ziele und Pläne demütig ändert, daß er seine bisherige Zielrichtung berichtigt, ja durchkreuzen läßt.

Diese Lebensreise also im ganzen zu gestalten für die Mitarbeiter, für die Führung und für die Masse, ist die Aufgabe dieses zweiten Bereichs. Der Einzelne muß Kräften begegnen, die ihm neu sind, die ihn überraschen, die ihn zwingen, plötzlich neue Stellung zu nehmen zu den Dingen, die ihn auffrischen, modeln, neu beeinflussen. Es gehören natürlich sehr viele Tätigkeiten, sehr viele Vorgänge zu diesem zweiten Bereich. Vor allen Dingen gehört dazu, daß man ihn sucht, daß m a n s i c h f ü r i h n Z e i t n i m m t.

Die Kräfte aber, die er erzeugt, sind nun wieder verschieden für die Mitarbeiter und für die Führer. Uns muß ja am meisten wohl an der Zeitmühle für die Mitarbeiter liegen, weil wir wissen, daß wir nur da planmäßig und absichtlich vorgehen dürfen. Die Gestaltung des Bereichs für die Mitarbeiter haben wir ja als die Aufgabe erkannt, die sich vorbereiten läßt. Der aufgewachsene Führer, die im Daseinskampf stehende Masse werden gebildet und zubereitet von der Zeitmühle. Für deren Bildung und Zubereitung kommen wir

mit unseren guten Absichten immer zu spät. Für die Vorbereitung der Mitarbeiter dürfen wir hingegen selber den lieben Gott spielen. Ja, hier nimmt uns niemand die Rolle der Vorsehung ab. Was trägt den Mitarbeiter so durchs Leben, daß er immer ein Vorbild für die Masse und immer ein Reservoir für die Führung sein kann, den Durchschnittsfrontoffizier? Wenn Sie mir ein sehr abgenutztes Wort erlauben: die Freundschaft — auch die Geschäftsfreundschaft ist eine Freundschaft —, die zusammenführt, vor allen Dingen aber die Freundschaft, die den jungen Menschen, der zu Ihnen in die Betriebe kommt, mit einer Anzahl von Menschen seines Alters auf der Hochschule, in der Lehre, auf der Handelshochschule oder auf der Technischen Hochschule zusammengebracht hat. Ohne diese Freundschaft mit dem Gleichaltrigen, mit dem Zeitgenossen hält es kein Mensch aus, die Aufgaben in dem einzelnen Betriebe anzupacken. Das wird heute, wo wir diese Mitarbeiter möglichst nach dem Muster der Führung modeln wollen, oft übersehen. Es gibt ein ziemlich bekanntes Buch über praktische Werkpolitik, in dem es ausdrücklich heißt, daß der Mitarbeiter die Gesinnung und Lebenshaltung der Leitung haben müsse. Der Verfasser nennt das sehr nett: er müsse haben eine „zweckmäßige Gesinnung!“ Diese Gesinnung mag zweckmäßig sein für die Karriere des einzelnen. Für den Ausbau eines Werkes versagt sie. Dazu brauchen Sie — und es ist ja auch noch heute mehr oder weniger oft glücklicherweise so — eine Werks- und Arbeitsgesinnung von den Mitarbeitern ihres einzelnen Werkes, die unsichtbar als Fluidum durch das ganze Deutschland geht. Die Mitarbeiter in den verschiedenen Werken müssen irgendwie — heute ist das in sehr schwacher Weise der Fall — e i n e s Geistes sein. Die Gleichaltrigen von 25, 30 und 40 Jahren müssen irgendwie die Empfindung haben: darauf kommt es bei unserer Arbeit an. Sie wissen, was die Mode, die Zeitströmung auch in der Technik für eine ungeheure Rolle spielt, ebenso im Kaufmännischen, wenn Sie etwa jetzt die Rationalisierung des Bankgewerbes ansehen. Das bedeutet aber, daß die jungen Menschen, die zu Ihnen in die Betriebe als Nachwuchs kommen, jedes Jahr fast eine neue Meinung, eine neue Ansicht mit hineinbringen, die sich im Laufe von etwa zehn, zwanzig Jahren im Werke dann, ohne daß es irgend jemand merkt, durchgesetzt hat.

F r e u n d s c h a f t.

Zu dieser geistigen Freundschaftsbildung kann man Veranlassung geben, und nicht nur das. Man muß es; denn es kann sich diese Mitarbeiterschaft Ihrer Betriebe der deutschen Wirtschaft, der deutschen arbeitenden Gesellschaft nicht nur beziehen auf Papiermaschinen, auf Rechenmaschinen in der Bank, auf ein bißchen Chemie und ein bißchen Buchhaltung. Sie muß sich unbedingt auf eine gemeinsame Auf-

gabe beziehen. Darf ich ein Beispiel wieder aus der Geschichte bringen? Jene rohen Kriegsknechte, die die alten Stammesfürsten in Deutschland und in Europa in Filialen abschlachteten — Filialen sind doch heute sehr modern —, nämlich in die Filialen auf ihren Burgen, die damals in Massen gebaut wurden —, die „Ritter“ fanden nicht eher Ruhe, als bis sie in der immer wiederkehrenden Kreuzzugsaufgabe damals eine große Mission geistiger Freundschaft, geistiger Genossenschaft erfüllt hatten. Es waren sehr ungeschlachte und sehr ungebildete Leute, diese Herren Ritter. Der Kreuzzug machte aus ihnen den christlichen Adel des Abendlandes, den Dienstadel, der — und das ist doch das, was uns angeht — immerhin durch 700 Jahre sich fortgepflanzt und in seiner adeligen Haltung erhalten hat. Eine Mitarbeiterschaft kann man nur haben, wenn man ihr einen Zug verleiht, eine Aufgabe stellt — nennen Sie sie die Wissenschaft des Ingenieurs, die Freude der Menschenbehandlung, die Freude der Arbeitsführung oder wie Sie das nennen wollen —, wenn man ihr solche Aufgaben zeigt, die durch alle Betriebe durchgehen, die anfeuert jeden an jedem Platz, der zu dieser Mitarbeiterschaft sich zählen will, die, mit einem Wort, diese Schusterei, diese Betriebsamkeit, diese reine Technik adelt.

Ich glaube, es ist nicht an dem bei uns, daß wir auch nur die ersten Schritte getan hätten, um unseren Maschinenbauern, Elektrotechnikern, Nationalökonomern und wie diese zahllosen, verkehrterweise auf verschiedenen Hochschulen isolierten Mitarbeiter, die wir haben, heißen — um diesen Leuten diesen gemeinsamen Stolz mitzugeben. Im Gegenteil, es geschieht alles — das darf man ohne Uebertreibung sagen —, um sie zu früh, ohne diese gemeinsame zeitgenössische Aufgabe zu fassen, mit irgendeiner Teilaufgabe zu befremden. Aber man vergißt, daß der Geist des Betriebes dadurch gestört wird, nämlich jener Geist, der es verhindern würde, daß die Mitarbeiterschaft, wie es heute doch vielfach Mode ist — ich muß mich ja hier als Außenseiter vorsichtig ausdrücken —, sich zwischen Führung und Leitung und Masse stellt, und als Stehfragenproletariat oder sonst dergleichen den Weg immer wieder abdroffelt, der von der Leitung sonst leicht zur Belegschaft zu finden wäre.

Weshwegen ist das so? Weil nicht in der Arbeitsaufgabe der Mitarbeiterschaft an sich die Leistung dieses Mittelstandes gesucht wird, sondern in irgendeiner Teilfunktion mit dem Rechenchieber oder dem Lineal oder sonst etwas, weil also die Erziehung zur geistigen Freundschaft eines Jahrganges, einer Phalanx, die aufbricht, um eine gemeinsame Arbeitsaufgabe zu bewältigen, im ganzen

Volke fehlt. Das kann sich der einzelne nicht nehmen, das muß in den Räumen der Schule und der Umgebung, in der er aufwächst, in der Luft liegen. Deswegen: so begrüßenswert es ist, wenn sich die Arbeitgebervereinigung mit dem Lehrlingsnachwuchs der Facharbeiter beschäftigt, so wenig ist damit die Aufgabe, die für das Funktionieren der Industrie selbst vor allem dringlich ist, schon auf die Dauer gelöst. Von da führt der Weg eben zu dem wichtigsten Problem: Erziehung der Mitarbeiterschaft zur geistigen Freundschaft. Sie sehen, es ist nur scheinbar ein pathetisches Wort „Freundschaft“; durch die Wirkungen auf den Geist der Zeitgenossen ist es etwas sehr Konkretes. Wir Menschen lernen nur, wenn wir von 10 000, 15 000, 20 000 anderen Menschen wissen, daß sie in derselben Richtung mit uns auch marschieren. Das gibt uns das gute Gewissen, und das gibt uns die Zuversicht. Aber deshalb kämpfe ich auch seit 15 Jahren um solche Kriegsakademien.

K o m m a n d i t i e r u n g d e r A r b e i t.

Ganz anders sind natürlich die Verhaltensweisen gegenüber der Masse als solcher; nicht die Freundschaft hat hier das Wort. Man kann sich nicht mit 5000 Menschen anfreunden. Der sogenannte Idealist mag sich das einbilden, aber niemand kann es wirklich tun. Die jungen Menschen können sich auch nur miteinander befreunden, die gemeinsam lernen, die gemeinsam aufbrechen. Gegenüber den Untergebenen, gegenüber dem weniger Weiten, weniger Freigestellten gilt ein anderes Wort, das auch unbedingt aus diesem zweiten Lebensbereich aus der „Zeitmühle“ hinübertragen muß in die Betriebe, das Wort: „Entsagung“.

Stellen Sie sich ein Ehepaar vor, wo der eine Teil spürt, daß der andere seelisch in mancher Beziehung nicht mit kann — was allein kann diese Ehe erträglich machen? Entsagung. In jedem Augenblick nun sind wir mit Menschen verbunden, ja oft sozusagen verheiratet, der geistige Mensch mit seinem Volkstum, der Lehrer mit seinen Schülern und der Arbeitgeber mit seiner Arbeiterschaft, daß er ganz deutlich empfindet: sie sind nicht so weit. Sie sind rückständig, kann er das nennen, wenn er lieblos ist; sie sind ein bißchen langsamer, wenn er geduldig ist. Immer ist ein Abstand in der Zeit zwischen denen, die da geführt werden, und dem Führenden. Wenn er sie nachrücken lassen will, so muß er entsagen. Der Meister, der einen Vorarbeiter nicht wirklich erst einmal gewähren läßt, damit er sich ausdehnt, der Chef im Konstruktionsbüro, der den Ingenieur nicht einmal seinen Weg gehen läßt, auch wenn er es vielleicht schon besser weiß, der Leiter, der nicht Freude hat, Kräfte, Zilialleiter oder sonst Subdirektoren erst einmal wirken zu lassen, auch wenn er weiß, daß sie es nicht gleich ganz richtig machen können, übt nicht die Entsagung

die notwendig ist, damit die Kluft zwischen ihm und den hinter ihm Stehenden immer kürzer wird, immer wieder sich schließt. Es ist vielleicht ein bißchen ungewöhnlich, dieses Wort „entsagen“. Es bedeutet allerdings, daß ein berechtigter Machtanspruch, der auf Können und Wissen und auf zeitlichem Vorsprung beruht, nur deswegen daran gegeben wird, damit ein Nachrücken erfolgt, damit der Untergebene immerhin eine kleine Stufe selbst höher kommt. Wer meine Schriften kennt, wird wissen, daß sie sehr lebhaft gerade um dieses Problem kreisen, um dieses Nachsinnen darüber, wie es möglich ist, irgendwelche Bezirke im Betriebe aufzufinden, in denen ein Mensch aufrücken kann, nachrücken kann in eine etwas verantwortlichere, etwas reifere Funktion, in der er Verständnis für mehr Pflichten, Verständnis für eine vertieftere Pflichtenthaltung aufbringen und lernen kann. Eine Kommanditierung der Arbeit durch das Kapital ist die Aufgabe. Das Wort Wirtschaftsdemokratie ist das Massenschlagwort hierfür. Wichtiger ist das Sinnen und Wagen der Wege, die hier zum Ziele führen.

Der Nachfolger.

Das Dritte Verhältnis ist Ihnen auch allen bekannt, es ist das tragische zwischen den Führern selbst. Ich brauche Sie nur an einige Beispiele in den letzten Jahren und Jahrzehnten zu erinnern. Ein Mann, der einen großen Konzern zusammengebracht hat, stirbt, und es wird ein Direktorium von 9 Personen „zusammengesetzt“, um ihn zu ersetzen. Ich behaupte, daß dieser Herr, so verdient er sicher gewesen ist, nur die halbe Arbeit getan hat. 50 Prozent seiner Zeit hätte er anwenden müssen, wenn das nötig gewesen wäre, um das Werk, das er da schließlich aufgebaut hat, irgendwie zu sichern über den zufälligen Moment seines Todes hinaus, denn er hat sonst den eigentlichen Sinn der Industrialisierung selbst nicht begriffen.

Ein anderes Beispiel: ein Familienrat verwaltet durch 16 Jahre ein großes Werk und läßt es zurückgehen, läßt es fallen. Es ist nicht für die Ablösung in der Führerstellung gesorgt, sondern man hat geglaubt, man könne einen Ruhezustand, ein Provisorium schaffen und in diesem Zustande — wieder eine Versündigung gegen den Geist der Industrialisierung — gleichsam die Zeit stillstehen lassen, warten — das einzige, was man in der Industrie nicht kann.

Das dritte Beispiel ist Ihnen allen bekannt, das tragische, daß ein großer Kaufmann, der eben noch auf die Frage: wofür arbeiten Sie denn so fieberhaft?, antwortet: ich arbeite für meine Kinder, nach einem halben Jahre auf der Totenbahre liegt. Nach einem weiteren halben Jahre sind diese Kinder unter sich tödlich entzweit, und nach drei halben Jahren ist die Firma zahlungsunfähig.

In allen diesen Fällen ist das Geheimnis innerhalb der Leitung nicht gewahrt, das Geheimnis zum Vorgänger und das Geheimnis zum Nachfolger. Es ist die schwerste Kraft, die dazu gehört, seinen Nachfolger und seinen Vorgänger ganz von innen heraus als Führer zu erfassen, so daß sich ein Werk fortsetzen kann. Zeit, viel innere Zeit gehört dazu. Aber es ist das wichtigste für den Feldzug, daß der Generalfeldmarschall jemand zu rufen und berühren weiß, der sein Nachfolger werden kann. Das Geheimnis, wie ein Vater seinen Sohn werden spürt, obwohl der Sohn tausend Umwege macht, doch langsam merkt, wie der Sohn, obschon ganz anders wie er, vielleicht doch allmählich fähig wird, mit seinen Kräften an seine Stelle zu treten — dieses Verhältnis ist ja nur möglich bei dem Vorhandensein einer Kraft, und zwar einer geläuterten Kraft, deren Name ich ungern in den Mund nehme, weil sie so abgenutzt ist, aber neben „Freundschaft“ und „Entsagung“ werden Sie es richtig verstehen, wenn ich sage, daß der Nachfolger und der Vorgänger von dem Leiter wirklich mit Liebe erfaßt werden muß, mit einer geistigen Liebe, die bis ins Innerste dieses Menschen eindringt. Nur sie begreift, daß, obwohl er anders ist und überall anders disponiert, vielleicht im ganzen doch wieder dieselbe Führerschaft ihm möglich ist. Es gehört etwas dazu, den Vorgänger so zu erfassen. Ich glaube, die wenigsten von uns haben diese Kunst gelernt, dem Vorgänger gerecht zu werden. Es geht ja auch vielleicht, wenn der Nachfolger meint, er mache es viel besser als der Vorgänger. Neue Besen kehren gut. Aber es geht eines sicher nicht: daß der Vorgänger meint, daß der Nachfolger es nicht machen kann. Es gehört eine besondere Ausbildung und eine besondere Kunst dazu, diesen Nachfolger wachsen zu sehen und ihm die Gelegenheit dazu zu geben; und ich glaube, solche Gelegenheiten auch vielleicht zum Wettbewerb der Nachfolger kann man weit mehr schaffen, als es heute geschieht.

Dieser zweite Bereich, also des Lebens, der alle Industrialisierung allein tragen kann, weil er allein die Zeitmühle konstruieren kann, in der wir Menschen selbst gemahlen werden — dieser zweite Bereich braucht die Gestaltung dieser drei Kräfte in uns und ihre Pflege: Freundschaft, Liebe und Entsagung.

Was man planmäßig an diesem Bereich tun kann — und damit bin ich am Schluß meiner Ausführungen — ist, daß man die geistige Freundschaft ausfüt in junge Menschen. Die beiden anderen Geheimnisse des Lebens, Entsagung und Liebe, werden damit zugleich indirekt auf einem Umwege ausgesät. Ich habe Ihnen vorhin dieses vielleicht etwas gewagte Gleichnis von den Kindern gebracht, die man nicht fabrizieren kann; und ich habe Ihnen versprochen, Ihnen zu verraten, was man tun kann, um sie doch zu bekommen, rechte Kinder. Was werden da nicht alles für Irrwege eingeschlagen, nur weil

man zu direkt vorgehen will. Das Geheimnis liegt darin, daß man viel früher einsehen muß. Wenn Sie für die Volksvermehrung etwas tun wollen, so müssen Sie dafür sorgen, daß der rechte Mann die rechte Frau heiratet. Das weitere kommt von selbst. Also daß sich finden der rechte Mann und die rechte Frau, nicht der junge Mann die neun Jahre ältere Frau usw. Genau so kann man aber auf jene Vorbereitung sinnen, die auf Masse und Führung unmittelbar einwirkt. Dafür kann man etwas tun. Damit schafft man den Mittelstand, der heute auf seiner alten Grundlage der Ersparnis und des Kapitals vollständig zerrieben ist. Man schafft den neuen Mittelstand, ohne den die Industrialisierung meiner Ansicht nach menschlich und vollstich unmöglich ist. In den Gesetzen des menschlichen Geschlechts liegen Schranken für die reine Industrialisierung. Aber sind hier Schranken, so finden wir hier zugleich das unverrückbare Fundament, auf dem sich unser Kampf ums Dasein der Gesellschaft aufbauen muß. Ueber die näheren Geschäftsgeheimnisse dieser Zeitmühle, über das, was Lehre und Erziehung da tun und wie sie es tun, habe ich hier nicht weiter sprechen können noch wollen, denn auch unsereiner verrät seine Geschäftsgeheimnisse nicht gern. Aber er liefert gern, ganz wie Sie!

Meine Aufgabe als jemand, der Ihrem Aufgabenkreis fernsteht, der aber doch auch in der gesellschaftlichen Produktion sich fragen muß: was schaffst du eigentlich, was tust du eigentlich? — meine Aufgabe hier konnte nur sein, Ihnen zu zeigen, daß es Gesetze über uns Menschen gibt, deren Vergewaltigung sich rächt, und daß Möglichkeiten bestehen, wenigstens an einer Stelle und gerade dort, wo sie heute nirgends gesucht werden, nicht einfach bei der Zeitung und nicht einfach bei der Massenbeglückung, sondern bei dem Aufbau eines Mitarbeiterstandes, eines Mittelstandes tätig Hand anzulegen.

DIE UNGESCHRIEBENE VERFASSUNG

Rede bei der Feier der Behörden zum 11. August 1928.

**B e r e h r t e F e s t v e r s a m m l u n g ,
M ä n n e r u n d F r a u e n !**

Die Weimarer Reichsverfassung kann im nächsten Jahre ihr zehnjähriges Jubiläum feiern. Und wie wir alle wissen, werden laute und rauschende Festlichkeiten für dieses Jubiläum geplant. Aber wir können auch heute schon ein zehnjähriges Jubiläum feiern, freilich ein stilleres, leiseres, dann nämlich, wenn wir die Weimarer Verfassung hineinstellen in den Fluß der letzten zehn Jahre, an den Abschluß des ersten und schrecklichsten Jahres von allen.

Denken wir zurück an die Zeit vor zehn Jahren, so ist damals wohl die schwärzeste Nacht, die größte Hoffnungslosigkeit über uns allen gewesen. Die Tat des 11. August 1919 beendet ein Jahr des Krieges und des Bürgerkrieges, der Pest und der Hungersnot, der Zerstörung Preußens und Oesterreichs. Gerade dies empfiehlt ja den Tag des 11. August 1919 als Feiertag, daß er schon hinter dem schlimmsten liegt, im unstrittigen Neuland. So lassen Sie uns die Schöpfung der Weimarer Verfassung als Urborgang, sozusagen als Urjahr auch für die nächsten neun Jahre nehmen, als Gleichnis der Schritte, die sich das deutsche Volk jahraus, jahrein wird abringen müssen, um zu leben, und die es sich tatsächlich nun schon zehn Jahre lang abgerungen hat.

Diese stillere Feier empfiehlt sich uns heute auch deshalb, weil sie auch jedem Späterkommenden mitzufeiern erlaubt. Jeder, der sich in den Kreis derer, die ein solches Notjahr zu überwinden geholfen haben, im Laufe der Zeit hineingefunden hat, darf dankbar an die Urzelle zurückdenken, an den schöpferischen Abschluß des ersten und schwersten aller Jahre des Gemeinwesens der deutschen Republik. Solche Dankbarkeit aber ist die Vorbedingung jeder Feier und jeder Gedankenarbeit. Der Undankbare wird immer fehldenken. In

diesem Sinne will ich heut von der dreifachen Art unseres Dankes reden, von dem Dank, den das Gefühl empfindet, den das Nachsinnen bekundet, und den der Wille durch die Tat bekräftigt, wenn er von Recht und Einigkeit und Freiheit unseres Volkes spricht. Diese stillere Feier der Dankbarkeit, die weniger auf die Pracht des Faltenwurfs einer feierlichen Sprache, als auf die Mühen und Sorgen blickt, die sich in der Verfassung verkörpern, paßt sich auch für den Vertreter des Rechtes an der Universität. Denn auch für die Universität ist es in diesem Jahre das erste Mal, daß sie in Ihrem Kreise zur Feier des 11. August das Wort ergreift. Wir sind für die Ehre, hier für Sie alle sprechen zu dürfen, dankbar. Soll dieser Dank echt sein, so muß er sich durch Offenheit bewähren. Sie werden also ein offenes Wort von mir erwarten über die Schwerbeweglichkeit der Universität. Und gerade mir werden Sie dies Wort vielleicht glauben, weil ich selbst die Universität in den Jahren nach dem Kriege gemieden habe. Nun wäre es schon an sich kein Wunder, wenn die eisgraue, alte Hochschule des Abendlandes, die in den Kreuzzügen, in der Reformation ihren Geburtstag hat, zu den Tagesereignissen immer nur zögernd und schwerfällig Stellung nimmt. Altes und unfertig Junges vereint die Hochschule. Und wir sind verpflichtet, die uns anvertrauten Studenten nicht in den Alltag, sondern in die Weltgeschichte hineinzuziehen. Es kommt aber in unserem Falle noch etwas hinzu, was ausgesprochen werden soll, um die Enttäuschungen vieler zu entkräften, die glaubten, die Hochschule hätte gleich 1919 sorglos in die Zukunft mit hineinmarschieren können. Die Weimarer Verfassung, um es in einer Formel auszudrücken, ist von den Männern gemacht, die nicht im Kriege waren. Die Hochschule aber diente zunächst ausschließlich den Jahrgängen der Kriegsteilnehmer, der Kriegsgefangenen, der Flüchtlinge und des Grenzschatzes. Der Geist dieser Jahrgänge aber war gebunden. Der Dichter hat ihn geweiht, der ihm den schönen Namen gegeben: *S t o l z* und *T r a u e r*. Hier mußten also einfach noch Stolz und Trauer nachgelebt und damit die Dinge nachgeholt werden, die den Ereignissen in Weimar nicht gleichzeitig waren. Ein Volk besteht immer aus vielen Jahrgängen. Und der eine muß mit dem anderen Geduld haben. Die Geduld, die uns Friedrich Ebert und Paul von Hindenburg lehren können, die müssen Sie auch den Hochschulen entgegenbringen.

So offen wie über diesen Punkt lassen Sie mich nun auch von dem sprechen, was wir der Verfassung verdanken. Von dreierlei will ich reden: Von dem Recht, das uns allen in unserem Amt und Wirkungskreis heute zu wirken erlaubt, von der Einigkeit aus Spaltung und Zerklüftung und von der Freiheit, zu der uns die Verfassung verpflichtet.

Das Recht.

Leicht ist es, hier im Kreise der Behörden für das Recht zu danken. Alle Gesetze sind von Männern für Männer gemacht; ohne Klarheit, ohne Grenzen und Regeln ist das Tun des Mannes sinnlos. Aber vergessen wir nicht: das volle Gefühl für die Würde des Rechts und der Gerechtigkeit bringen gerade nur die Männer im Volk auf, also die Schicht, die am wenigsten aus dem Gefühl, am meisten aus dem Verstande lebt. Weibliche Liebe und jugendliche Begeisterung werden bei den Schranken und Formeln des Rechts nicht warm. Das Jahr 1919 nun gar bedeutete auch für viele Männer eine Zeit seelischer Glut und Erregung, in der sie für die einfachen Tatsachen der Ordnung gleichgültig waren. Heute hat sich jener seelische Glutstrom längst nur dort halten können, wo er das Erdreich des Rechts und der täglichen Pflichterfüllung durchströmt. Und alle Jugendkraft bliebe unfruchtbar, ohne das geduldige Erdreich der gesetzlichen Ordnung, in das hinein sie ausgesät werden muß, um Frucht zu tragen. Aber gerade wir Träger der Ordnung, wir Männer in Amt und Würden, sollen jene anarchischen Kräfte des Lebens und der Leidenschaft nicht gering achten. Wir sind dazu da, ihnen immer neuen Einlaß zu verschaffen in das nüchterne und trockene Gebiet des Rechts.

Der zweite Dank soll zurückdenken, danken und gedenken gehören zueinander. Woher kommt die Weimarer Verfassung? Die Formel liegt nahe, daß die Träume von 1848 hier Wirklichkeit geworden seien. Es ist wahr, viele von den Sätzen von 1848 stehen auch in der Weimarer Verfassung. Aber hüten wir uns gerade am Verfassungstage vor der Ueberschätzung der Worte. Echter Dank spricht aus, was ist, was geschehen ist, und versucht in dem Grundgesetz des Volkes die eherne Notwendigkeit aufzuspüren, die in dem Gesetz Gefahren überwinden und bändigen mußte. Gesetze sollen nicht schöne Dichtungen sein, sondern sie sollen das Gesetz unseres Schicksals aussprechen. Es wäre völlig belanglos, wenn jeder Artikel unserer Verfassung einen vollendeten Weisheitspruch enthielte, das ganze Werk aber nur Wortwerk statt Wirklichkeit wäre. So aber steht es mit der Weimarer Verfassung nicht. Sie hat nicht nur Träume der Paulskirche verwirklicht, sondern das 1848 hoffnungsloserspaltene zur Einigkeit gezwungen. Diese Verfassung ist der Ausdruck der realen Machtverhältnisse. Nur muß man ihre Grundartikel lesen, die ungeschriebenen, durch die sie jene Gegensätze überwunden hat, an denen 1848 die deutsche Einheit gescheitert war.

Die Spaltungen des 11. August 1848.

Blicken wir zurück auf den 11. August des Jahres 1848. Dieser Tag ist nicht nur denkwürdig durch Beratungen in der Paulskirche

in Frankfurt. Gewiß, der Verfassungsausschuß der Nationalversammlung hat an jenem 11. August 1848 unter Dahlmanns und Beselers Mitwirkung ein so wichtiges Grundrecht wie die Koalitionsfreiheit behandelt. Die Elite des deutschen Bürgertums, geführt von den deutschen Professoren, hat in jenen Tagen den geistigen Gehalt auch unserer heutigen Weimarer Verfassung geschaffen, und es sind wahre gedankliche Schätze dort noch heute zu heben.

Aber gleichzeitig geschahen am 11. August außerhalb Frankfurts mindestens zwei Ereignisse, die in die Weimarer Verfassung im Laufe von siebenzig Jahren haben eingearbeitet werden müssen. Der alte Wrangel stand damals im Grenzschutz in Schleswig, und die Allgemeine Zeitung berichtet gerade in jenen Tagen von ihm, „ein solcher Führer wie Wrangel macht alles vergessen“. Wir verdanken die Weimarer Verfassung nicht nur dem theoretischen Vordenken der Paulskirche, wir verdanken sie auch der ungeheuren Wucht der Demobilmachung unseres Heeres. Hindenburgs Demobilmachung hat das deutsche Volksheer, von dem seit 1813 so viel die Rede gewesen ist, erst zu Ende geschaffen. Zehn Millionen Männer ohne dynastische Führung sind geordnet heimgekehrt und haben damit unsere republikanische Reichseinheit praktisch vorgelebt. Gerade das Heer hatte ja das Fürstentum gerechtfertigt. Diese Schicksalsgemeinschaft des Volkskrieges ohne Fürsten war 1848 noch nicht durchlitten worden. Wir haben den Weltkrieg praktisch ohne die Fürsten geführt. Deshalb sind sie weggeglitten. Was im Krieg, im Augenblick der äußersten Gefahr, nicht unentbehrlich ist, das kann fallen. Verfassungsformen sind ja kein Luxus oder Zierrat, sondern eherne Notwendigkeiten. 1848 ist an den Heeren des Kaisers und der Könige die deutsche Einheit gescheitert. Die Armee der Arbeit, die mobil gemacht hat, sie baut auf den Errungenschaften unserer Heeresverfassung auf. Ohne das Heer und sein demokratisches Kriegserlebnis hätten wir die deutsche Demokratie nicht. Der Kriegsdienst hat uns frei gemacht. 1848 gab es eben noch das preussische und das österreichische und das Bundesheer. Daß Hindenburg aus dem General des Königs von Preußen zum Feldherrn des gesamten deutschen Volkes gerade im Augenblick des Unglücks geworden ist, gerade das war notwendig, um den stärksten Pfeiler der partikularistischen Fürstenmacht, das Heer, einzudenten. Es wird zu leicht vergessen, welch eine Kluft zwischen Offizier und Bürger auszufüllen war, und daß die deutsche Einheit 1848 an dieser Kluft zwischen Militär und Zivil gescheitert ist. Am 11. August 1848 hat übrigens der preussische Adel durch ein preussisches Gesetz seinen bevorrechteten Gerichtsstand verloren, aber erst 1914—18 hat, wie wir alle wissen, der preussische Offizier sich zurückgefunden in das deutsche Volk. Republik und Monarchie sind eben keine Fragen unserer freien Meinung, sondern sie sind Ant-

worten, die durch die Thatfachen gegeben werden. Was für ein Volk unentbehrlich ist, zeigt sich in der Stunde der Not.

Dieser Abgrund zwischen Zivil und Militär sei ein für allemal beseitigt. Das ist ein Grundartikel unserer Verfassung. Aber noch eine zweite Spaltung tritt gerade am 11. August 1848, also am Jahrestage unseres heutigen Verfassungsfeiertages vor unser Auge, wenn wir die Geschichte jener Tage durchforschen. Gerade wir in Breslau haben vielleicht noch einen besonderen Anlaß, diese Seite des 11. August 1848 zu betonen. Der 11. August ist schon 1848 ein denkwürdiger Tag gewesen! Am 11. August 1848 endete eine Verhandlung, von der damals die Schlesische Zeitung schrieb: „sie habe unter der genialen Leitung eines dreiundzwanzigjährigen Breslauer ein fürchtbares Bild der Entfittlichung der Gesellschaft entrollt“.

Am 11. August 1848 hielt Ferdinand Lassalle in Düsseldorf seine berühmte Rassettenrede. Vor den Geschworenen des Rheinischen Gerichtshofes trat damals Lassalle ein in die politische Geschichte. Neben die Denker der Paulskirche, neben das preußische Schwert des alten Wrangel und des adligen Offizierkorps tritt hier der Kämpfer. Sie wissen, daß Ferdinand Lassalle auf dem Breslauer jüdischen Friedhof ruht unter einem Stein mit der Inschrift: „Dem Kämpfer und Denker Ferdinand Lassalle“. Das Wort Kämpfer steht voran! Der 11. August 1848 ist der Geburtstag des Kämpfers Lassalle. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß hier die Bewegung ausbrach, die den Staat und seine Polizei, und seine Fremdheit von innen her mit glühendem Leben zu erfüllen begann. Gerade als Opfer der Justiz, als trohiger Gefangener ihrer Gefängnisse, als Märtyrer der Volksrechte und der Rechte der Bedrängten überhaupt hat Lassalle die Masse der Enterbten, hat er jene 96 Prozent des Volks, von denen er so gerne sprach, herangeführt an den Staat und in ihn hineingeleitet, sodaß heute die Arbeiterschaft die Trägerin dieses Staates hat werden können. Lassalle hat in seiner großen Rede über Verfassungswesen im Jahre 1862 das Bürgertum gewarnt, die Verfassungsurkunde zu überschätzen und hat uns alle gelehrt, daß Verfassung die Ordnung der wirklichen Machtverhältnisse ist. Der Einbau der Gewerkschaften in die Rechtsordnung ist eine solche Verlagerung der Machtverhältnisse, die hinter der Weimarer Verfassung vom 11. August 1919 steht und durch die diese Weimarer Verfassung erst Blut und Leben erhält. Die Gewerkschaften sind ein Grundartikel unserer Verfassung.

Es scheint mir bedeutsam, daß auch diese Spaltung von Bürger und Arbeiter, im Jahre 1848 unversöhnt, ja fast noch unentdeckt, nach den schmerzhaftesten Kämpfen in der Weimarer Verfassung zum erstenmal überwunden worden ist. Mag sein, nur zum ersten-

mal, aber in der Geschichte gilt das Wort des Ein für allemal. Was einmal erreicht ist, kann immer wieder geleistet werden, und wird immer wieder geleistet werden, solange wir uns ernsthaft genug das erste Ereignis, dieses Ein für allemal zum Maßstab unseres Handelns nehmen. Die Kriegsgemeinschaft des Heeres, die Geistesgemeinschaft des Bürgertums und die Arbeitsgemeinschaft des Volkes: Das waren 1848 getrennte Welten. Der alte Brangel, der Professor Dahlmann und Ferdinand Lassalle wußten nichts voneinander. Das Schwarz-Rot-Gold unserer heutigen Reichsfarben weht über einer Verfassung, an der Hindenburg, der Erbe des preussischen Heeres, Friedrich Naumann, der Erbe der Paulskirche und Friedrich Ebert, der Erbe der von Lassalle geschaffenen Arbeiterbewegung, zusammengewirkt haben.

Dies also ist die Einigkeit, von der wir schon sagen können, daß sie Wirklichkeit geworden ist, wenn wir von Einigkeit und Recht und Freiheit singen. Aber der Freiheit künftiger Geschlechter bleibt ein weiter Aufgabenkreis geöffnet.

Die drei Freiheiten.

Unser Gefühl und unsere Vernunft können durch Dank und Gedenken am Verfassungstage gebunden werden; unseren Willen hingegen bindet nur die freiwillige Mitarbeit an solchen künftigen von der Verfassung selber gestellten Aufgaben. Die Lücken in meiner Aufzählung der Ergebnisse von Weimar reden da deutlich. Ich habe vom Zentrum nicht gesprochen. Und doch wissen wir alle, welche Rolle der katholische Volksteil beim Aufbau seit 1918 gespielt hat. Aber der große Gegensatz der beiden Religionsparteien wird erst zum Austrag kommen können, wenn nicht nur die protestantische Vormacht Preußens, sondern auch die österreichische Staatsgewalt als die katholische Vormacht in Deutschland aufgegangen sein wird. Hier sind seit der Abstimmung in der Paulskirche, die den Austritt des österreichischen Teils der Abgeordneten hervorrief, bis 1914 nur Versäumnisse zu verzeichnen. Erst mit unserem Eintritt 1914 in den Krieg für Oesterreichs Rettung verflechten sich unsere Schicksale wieder. Die kleindeutschen Spaltungen zwischen Heer und Bürgertum und Arbeiterschaft konnte die Weimarer Verfassung das letzte Jahrzehnt bereits beenden. Preußen und Oesterreich aber fangen erst seit 1914 an, sich wieder zusammenzuleben; und wir hier in Schlesien sind darauf angewiesen, daß alle guten Geister Oesterreichs sich mit Kleindeutschland wieder zusammenfinden. Diese Aufgabe knüpft also an eine Bewegung an, die seit 1848 verschüttet worden ist. Die Weimarer Verfassung vollendet hier nicht, sondern beginnt wieder.

Es ist aber noch eine zweite Bewegung damals unterbrochen worden. Ich möchte sie die europäische nennen. Es war im Jahre

1848, daß ein amerikanischer Staatsmann den Deutschen begeistert zurief: „Sie seien berufen, das Sternenbanner der Zivilisation unter den Völkern der alten Welt zu schwingen, wie die Vereinigten Staaten in der neuen Welt“. Wir sind heute Amerika tributpflichtig, so wie das alle europäischen Sieger und Nachfolgestaaten auch sind. Und es ist schwer, auch an einem Feiertage von dieser Bitterkeit zu schweigen. Zu leicht könnte es scheinen, als wollten wir Lassalles Aufforderung zur Verfassungsfeier: auszusprechen, was ist, durch schöne Innendekorationen entgehen. Auch der Feiertag darf uns nicht zur Unwirklichkeit und Unwahrheit verleiten. Unser Reich ist arm. Und Armut lebt nach anderem Gesetz als Reichtum. Es wäre unsinnig, wenn wir von einer europäischen Vormachtstellung Deutschlands heute schwärmten, wo ganz Europa im Unglück liegt. Aber auch der Arme hat seine Würde und seine Berufung. Jener Gruß des amerikanischen Präsidenten von 1848 kam ja aus einem Amerika, in dem man noch nichts von Industrie, von Eisenbahnen, vom Dollar und von Henry Ford wußte. Es war das Amerika der Wälder und der Seen, der Armut, der Verfolgten, der Freiheit. Und so meinte er nicht, als er uns sein höchstes Palladium, sein Sternenbanner, schenkte, wir sollten ein Imperium Germanicum aufrichten, sondern die Lebensformen müßten wir vorleben, durch die wir das Leben der anderen Völker anziehen und bilden könnten. In unserer Arbeit und „an Deinen Feiertagen, Germania“, die Lebensformen der Armut auszubilden, sie so verführerisch zu gestalten, daß das ausgeblutete Europa sich wieder ein Herz fassen kann zum Zusammenleben, das ist die Aufgabe, mit der wir an das arme Deutschland von vor 1848 wieder anzuknüpfen haben. Hier liegt die Aufgabe, durch die wir in der Mitte des Festlandes allein den Zuzug gewinnen können, den wir brauchen, um unter den anderen Ländern am Leben zu bleiben. Auch das ist ein ungeschriebener Grundartikel der Weimarer Verfassung! Als Reparationsvolk sind wir im Ganzen in der Verfassung der Armut. Alle Spaltungen in Reich und Arm im Innern unseres Volkes verblaffen gegenüber dieser ungeheuren Tatsache, daß wir ein Völkerproletariat bilden. Noch nie haben die Völker Europas ihre Führer der Armut entnehmen müssen; Lassalle war reich und konnte sich, „ausgerüstet mit der ganzen Bildung seines Jahrhunderts“, in den Kampf stürzen. Wir werden es schwer haben. In vollem Ausmaß wird die Führerkrisis Europas erst eröffnet, wenn die aus den Mitteln der Vorkriegszeit erzogenen Führer alle abtreten. Wir werden die Führerauslese der Armut schaffen müssen: Der Aufbau einer geistigen Führerschicht in einem Volke der Einheit und Armut ist unsere europäische Aufgabe. Neben die Aufgabe Preußen—Oesterreich, Reformation und Gegenreformation auszugleichen, tritt also die zweite, Arbeit und Spiel des Volkes, Werktag und Feiertag

der Armut, Nachwuchs und Führung vorbildlich zu gestalten. Es ist leicht, zu sehen, daß beide Aufgaben, die volkliche und die europäische, nur zusammen, und daß die eine durch die andere werde gelöst werden. Aber noch eine dritte Aufgabe ist neben der deutschen und europäischen seit 1848 liegen geblieben. Ich möchte sie die menschliche nennen. Ohne ihre Lösung blieben auch die beiden ersten Aufgaben wertlos. Wie die beiden anderen ist sie seit 1848 liegen geblieben. Liegen geblieben ist damit das Testament des alten Goethe an seine Deutschen. Sie wissen alle, daß er in dieser Vorahnung den letzten Teil des Faust eingeseiegelt hat. Wie ist es denn gewesen seit Goethes Tod? Heere, Massen und Parlamente hat die Zeit seitdem in ungeheurer Ausdehnung entwickelt. Aber diese Heere und die Massen, diese vielköpfigen Versammlungen sind nur durch die Führerschaft des Genius oder des Heros zu lenken und zu leiten gewesen. Wir haben seit 1848 in Deutschland einen Heroenkult auf allen Gebieten. Jeder Heros verlangt Anbetung, weil er den Zeitgeist verkörpert, ob er nun Hegel oder Bismarck hieß. Die böse Erbschaft des 19. Jahrhunderts steckt noch in uns allen, als habe jede Zeit gefälligst nur einen Geist zu haben, als habe jedes Zeitalter seine Zeitungen und Zeitschriften sozusagen als täglich wechselndes und trotzdem unfehlbares Evangelium. Diese Erbschaft Hegels scheitert an der Wirklichkeit. Die Freiheit eines Volkes besteht gerade darin, daß es niemals einen einzigen Zeitgeist byzantisch anbetet. Unsere Jugend, Studenten und Arbeiter, Bauern und Städter, werden hoffentlich nicht zu der Masse zählen, die nur durch Rattenfänger von Hameln, durch das Zauberwort der großen Hexenmeister künstlich galvanisiert werden kann. Die elektrischen Schläge, die Bismarck, die Richard Wagner, die Karl Marx ausgeteilt haben, sie reichen nicht aus, um das Leben zu erzeugen, durch das die Verfassung der deutschen Republik erst allein wertvoll werden könnte, das Leben eines gesunden, in allen Altersstufen sich regelmäßig geistig und körperlich erneuernden Volkstums. Mit dem Jahre 1848 beginnt ein Kultus des Uebermenschen und der Masse, der vergessen zu wollen scheint jenes Testament Goethes. Niessches Herrenmensch, der Diktator, tritt auf. Die paar berühmten Vergewaltiger ihrer Zeitgenossen sind nur Verkörperungen des Geniekultes, dem wir fröhnten.

Goethes letztes Wort spricht es aus, daß kein Faust, kein Uebermensch dem Volke anzaubern kann noch darf, was es sich selbst täglich neu erobern muß: die Freiheit und das Leben! Auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehen, das ist das letzte Wort des Faust. Es ist das erste Wort der Weimarer Verfassung; es ist eine Absage an das, was dazwischen liegt, an Uebermensch und Masse. Vom Volk und seinen Stämmen spricht der Vorpruch der Reichsverfassung und von der Pflicht, das

Reich dieses Volkes zu erneuern. Es gibt aber nicht nur geographische Stämme. Für die Schlesier und Schwaben allein ist dies Wort nicht geprägt. Nein, Jahrgang um Jahrgang muß aus seinem angestammten Geiste, ob es der Stamm des Arbeiters oder des Bauern, des Juden oder des Christen, des Künstlermenschen oder des politischen Menschen ist, hinübergebildet werden ins Volk. Auch Jugend und Alter sind solche Stämme. Und nur, wo die ewigen Stämme der Jugend und des Alters, des Südens und des Nordens, des Sinnens und des Kampfens, die Formen finden, miteinander zu leben, ohne sich zu verwischen oder gegenseitig umzubringen, nur da erneuert sich unser Volk. Heute liegt das Verhältnis von Jugend und Alter z. B. vielfach brach. Es ist unfruchtbar. Das Menschliche der Menschheit beruht auf der Kraft, das, was Menschenantlitz trägt, in seinen Verschiedenheiten zu binden und zu lösen in fruchtbarem Zusammenklang. Wenn der Mensch Gottes Ebenbild sich nennen darf, so darf niemand Gottes Fülle zu verarmen wagen. Die Gleichheit vor dem Gesetz ist nur die Verfassungsgrundlage, auf der die Formen der Arbeitsgemeinschaft der schärfsten Gegensätze auszubilden sind. Die Breslauer Universität ist bereit, für diese Aufgabe zusammen mit den anderen Lebenskreisen geeignete Schritte zu tun. Sie bittet dazu um Ihre Mitarbeit. Daß im Kampf gegen Bequemlichkeit, Stumpfheit und Lüge Jugend und Alter neu miteinander leben lernen, — das ist unsere menschliche Aufgabe. Im Menschlichen, im Europäischen, im Völkischen liegen die Freiheiten, die uns erlauben, zu werden, was wir werden sollen.

Die Freiheit, die wir besingen, kann nur diese verantwortliche sein. Wenn wir also der Verfassungsfeier durch Gefühl und durch Gedanken heute gebient haben, so gibt uns das Recht zur Wiederholung dieser alljährlichen Feier nur der Entschluß zur Tat. Es ist leicht, einmal ein Fest zu feiern. Aber es ist unendlich schwer, ein und dasselbe Fest jedes Jahr mit gutem Gewissen zu begehen. Gefühle und Gedanken müßten schal werden, wenn nicht von Jahr zu Jahr Taten sie bestätigen. Taten müssen sich dazwischen schieben, damit wir das Recht erwerben, Feiertage regelmäßig zu begehen. Wohlan: Alle, die heute noch nicht feiern, sind aufgerufen zu solcher Tat, und alle, die hier feiern, sind verpflichtet zur Tat. Wes Stammes jeder sei, ob er nun schon zum Stamm der Weimarer Verfassung sich heute zählt oder seine Erneuerungstat erst noch hinzubringen will: Weggenosse ist er auf jeden Fall, wenn er nur guten Willens ist, für eine der drei Freiheiten verantwortlich einzutreten und die großdeutsche, die europäische und die menschliche Pflicht in unseren Reihen tätig zu erfüllen. Mit jeder Erfüllung dieser Pflichten wird unsere Verfassung bekräftigt.

So kann uns die Schöpfung der Verfassung, so wie wir es am Anfang gesagt haben, das Gleichnis dessen sein, was noch zu vollbringen bleibt. In diesem Hochgefühl wende ich mich an Sie alle, Männer und Frauen, und bitte Sie: Dankbar für das Recht, eingedenk der erstrittenen Einigkeit, frei für die Pflichten der Zukunft lassen Sie uns rufen: Das deutsche Volk und seine Stämme, die Republik des Deutschen Reiches, sie leben hoch!

LEBEN UND ARBEIT

Rede auf dem kirchlich-sozialen Kongreß in Düsseldorf 1927.

Das öffentliche Leben wird heute von Interessenverbänden beherrscht. Die Personen, die auftreten und das Wort führen, reden im Namen von Machtgruppen wirtschaftlicher Art. Sie vertreten das Interesse einer Organisation. Wenn die Fürsten des Reiches früher zum Reichstag kamen, so sprachen auch sie ein jeder im Namen ihres Landes, ihres Fürstentümleins, klein oder groß, im Pluralis *Maiestatis*. Aber doch war ihr „Wir“ ein anderes als das seltsame Wir, das heute die Arbeitgeber oder Arbeitnehmer im Munde führen. Wenn der eine Staatsmann zum anderen Staatsmann von „Wir“ spricht, so erklärt er damit, daß er selber, der verantwortliche Staatsmann, die Macht seiner Wirheit, seines Gebiets, einsetzen werde in der und der Richtung. Er hat noch eine persönliche Ansicht. Er ist das Haupt, das Gebiet ist sein Leib.

Anders wenn heute Arbeitgeber oder Arbeitnehmer, Bünde oder Verbände reden. Ein Sekretär, der erklärt: Wir stehen auf dem Boden des Klassenkampfes oder wir stehen auf dem Boden des Christentums oder wir stehen auf dem Boden der Volksgemeinschaft oder wir stehen auf dem Boden der Reichsverfassung — der will die Böden zeigen, auf denen alle Mitglieder seines Verbandes stehen. Er teilt nur mit, was all die Mitglieder jenes „Wir“ seiner Auffassung nach denken oder denken sollten. Der moderne Verbandssprecher verschanzt sich also hinter eine Wirheit von Mitgliederzahlen. Man kann daher mit ihm über diese „unsere“ Ansicht nicht wirksam diskutieren. Er ist ja nicht das Haupt, sondern bloß der Lautsprecher des Verbandes. Die Ansichtsbildung des modernen Verbandes richtet sich also nach der Masse und damit nach dem Verständnis des letzten Mitgliedes. Der dümmste Gedanke des dümmsten Mitglieds gibt den Ausschlag. Denn jede Gewerkschaft, jeder Interessenverband muß nach dem Gesetz der Schwelle die Ansichten und Maßregeln billigen, zu denen das jeweils letzte Mitglied noch bewegt werden kann.

Der Grund dafür ist: Die Verbände sind auf den freiwilligen Anschluß ihrer Mitglieder angewiesen. Das ist der große Unterschied

gegen alles staatliche Leben. Der Staatsmann vertritt sein Gebiet, weil niemand heraus kann aus dem Gebiet. Der Staat hat eine ausschließliche Gewalt über alle seine Bewohner. Der Verband hingegen lebt von der Koalition von einzelnen. Er beruht nicht auf der geographischen Notwendigkeit eines räumlichen Territoriums, sondern auf der sogenannten Koalitionsfreiheit der in dem geistigen Raum der Gesellschaft sich frei scharenden und wieder auflösenden Interessengruppen. Der gesellschaftliche Verband ist eben deshalb in seinen Ansichten nicht diskussionsfähig. Er muß nämlich immer das größte Glück der größten Zahl wollen. Kein Verband kann daher anders als Höchstforderungen aufstellen. Jeder Zeitungsleser weiß heute bereits, daß die Verbände wie Raubtiere unersättlich sind, daß sie nie das fordern, was sie brauchen, sondern das, was bei geradliniger Durchdenkung ihres Programms äußersten Falles gewollt werden kann.

Wenn inmitten solcher Maximalforderungen von Leuten, die immer per Wir reden, ein Einzelner um Gehör bittet, so redet er wie aus einer fremden Welt. Er hat ja nichts hinter sich, was ihn autorisiert. Er ist nur ein Ich zwischen lauter Wir. Die Seele ist wohl immer ein solches zaghaftes Ich unter den Wirs der Welt. Aber das Besondere scheint mir heute zu sein, daß sie heute nicht die Staatsmänner und Fürsten mit ihren *Pluralis Maiestatis* als ihre Wirs sich gegenüber hat, wie ein Luther; sondern die Stimme des einzelnen steht heute mitten unter anonymen und unverantwortlichen Verbandspersönlichkeiten, deren „Wir“ in den Saal nur aktiv hineinspricht, ohne überhaupt hören zu können. Es nützt also nichts, wie Luther in Worms hinzustehen und Kaiser und Reich seine Meinung zu sagen. Auf einem modernen Kongreß sind meist die Leute nicht da, die autorisiert sind zu hören und durch Hören belehrt zu werden. Es sind meist nur Verbandsvertreter da, die autorisiert sind zu reden. Sie sind gern bereit, praktische Vorschläge mitzunehmen, was der Verband tun kann. Sie sind aber nicht in der Lage, unmittelbar ihre Mitglieder in Gewissen oder Gesinnung mit zu verändern. Selbst in den höchsten Lebensfragen kann man daher auf einem Kongreß nur Maßnahmen fordern aber keine seelischen Befehlungsvorgänge. Das wird oft nicht beachtet und dann haben wir das Peinliche von Predigten und zündenden Ansprachen an Leute, besonders an Verbandsvertreter, hingeredet, die davon beim besten Willen keinen Gebrauch machen können.

Diesen Tatbestand müssen Sie bitte im Auge behalten, wenn ich nun doch als Einzelner spreche. Denn durch ihn wird sehr wesentlich das bestimmt werden, was ich zu dem Thema Leben und Arbeit in diesem Kreis nach den Ansprachen der Herren Verbandsvertreter vorbringen kann.

Die Verweltlichung der Kirche.

Ich spreche hier als Lektor. Bevor ich also diese Ansprachen gehört hatte, konnte ich wenig zur Vorbereitung für meine Rede tun. Ich mußte eben wohl oder übel erst hören. Aber die Angst trieb mich doch zu irgendeiner Art Vorbereitung. Ich nahm mir also ein gelehrtes Buch von Lauchert vor: Die italienischen Gegner Luthers. Aus diesem Buch schöpfte ich eine wichtige Erkenntnis. Auch damals waren Kirche und Welt in einem großen Konflikt. Auch damals hörte die Welt nicht mehr auf die Kirche. Die weltlichen Mächte der Fürsten und Städte entfalteten ebensoviel Macht, Glanz, Reichtum und Schönheit wie die Kirche, und die Kirche führte ebensoviel Krieg wie die weltlichen Fürsten. Infolgedessen hatte man die Kirche nicht mehr als etwas Besonderes notwendig! Infolgedessen hat man sie säkularisiert. Heute ist die Lage ähnlich. In der Welt wie in der Kirche herrscht der Betrieb, die Nationalisierung und die Organisation. Die Kirche bemüht sich, den Betrieb und das Organisieren von der Wirtschaft zu lernen. Infolgedessen klopft ihr die Wirtschaft väterlich auf die Schulter und sagt: Liebe Kirche, du machst das ganz nett, aber du mußt noch sehr viel von uns lernen. Wenn ein Arbeitgeber einmal in kirchlichem Kreise auftritt, so pflegt er das höflich, aber entschieden auszusprechen und die Kirchenmänner diskutieren dann genau so höflich mit ihm über Fordismus, wie Pabst Leo X. über Machiavell höfisch disputiert hat.

So ähnlich ist es nämlich auch im 16. Jahrhundert gegangen. Julius II. hat seine Kriege um den Kirchenstaat geführt. Dann brach die Reformation ein, weil die Kirche Welt geworden war. Sie warf den Kirchenstaat und die Staatenwelt beide auf die Weltseite und errichtete Pabst und Fürsten gegenüber ein Reich des Gewissens. Nun versuchten die Gelehrten, genau wie heute, zu beweisen, daß die Kirche im Recht, im göttlichen Recht sei. Alle diese glänzenden Beweise der Gegner Luthers in Laucherts Buch zu lesen, ist sehr erschütternd, weil es eben in solcher Lage niemals auf Beweise ankommt. Wir wissen, daß diese Beweise nichts genützt haben. Gerettet worden ist die Kirche damals vor der Welt durch ganz etwas anderes, nicht indem sie dem weltlichen Menschen Forderungen auferlegte, sondern indem die Kirche sich selbst änderte. Die Kirche hat sich im 16. Jahrhundert gewandelt, übrigens gewandelt bei den Katholiken genau so gut wie bei den Protestanten. Das Neue damals, was die Kirche beider Konfessionen im 16. Jahrhundert wieder lebendig gemacht hat, wurde das Schulwesen. Luther und Melanchthon und die Jesuiten haben sich beide der Schulen angenommen. Wenn heute das „Dinta“ in den Facharbeiterlehrlingen kleine Kadetten und Abiturienten erziehen möchte, so folgt es damit dem großen Lauf der Schulleistungen der letzten 400 Jahre als eine letzte Etappe. Die meisten Menschen

stehen heute mit ihrem Bewußtsein noch in dieser Lage seit dem 16. Jahrhundert, wo die Schule als der Kirchenteil gilt, auf den es im Grunde einzig ankommt. Die religiöse Kindererziehung und die Verbesserung des Schülerlebens ist das Anliegen der Neuzeit, in dem sie formkräftig und stielecht ist. Man stürzt sich auf die Kinder, weil man sie einem objektiven Kirchenbegriff unterwerfen kann. Die Erwachsenen hingegen verstummen in der Kirche, denn die Erwachsenen sind ja doch in Staat und Wissenschaft und Politik und Kunst und Kultur hineingebunden und hier nur im Gewissen verpflichtet. Die Kirche der Erwachsenen wird formstarr oder formlos während der Neuzeit.

Aber dies Bewußtsein widerspricht heute bereits der Lebenslage dieser selben erwachsenen Menschen unserer Tage! Überall, wo man von sozialen Nöten sprechen muß, da geht es nicht mehr um jene schulische Form der Kirche, da geht es also nicht um die Erziehung der Kinder. Es geht um die Not der Erwachsenen als Erwachsener. Niemand kann heute Kinder religiös erziehen, wenn das Arbeitsleben in der modernen Gesellschaft weder christlich noch religiös den Kindern vorgelebt werden kann. Nur wenn wir in Arbeit und Ehe, also im sozialen Leben Christen sein können, wird auch unser Nachwuchs christlich sein. Das Verbandsleben der Interessengruppen stellt diese Möglichkeit ernstlich in Frage. Daher ist heute die Frage wieder gestellt: Kirche und Welt. Aber diesmal kann sich die Kirche nicht dadurch retten, daß sie für die Kinder und Unmündigen durch Schulen sorgt. Denn dies liegt als Leistung der Neuzeit gestaltet vor. Diesmal heißt es: Kirche und Arbeitswelt. Es heißt: Kirche einerseits, Männer und Frauen andererseits; hier die Kirche, dort das Volk der Arbeit. — Sicher wird die Kirche diese technische Arbeitswelt, die heute ihren eigenen Gesetzen folgt, nicht durch die schönsten Beweise und Apologetik beseele oder verchristlichen. Sondern sie wird das nur, wenn sie sich ändert. Ich halte es für meine Pflicht, davor zu warnen, daß man wieder Forderungen an die Erwachsenen stellt, daß aber die Kirche ihre eigenen Formen bewahrt. Damit würde die Kirche Welt, würde bloße Gesellschaftsform unter so vielen anderen. Die Gefahr besteht. Denn alles, was wir hier gehört haben, waren männliche Kampfesstimmen, auch die Stimmen aus Frauenmund. Diesen geistigen Krieg zwischen den Geistern der Erwachsenen schürt die Kirche nur, wenn sie nun auch ihrerseits sittliche Forderungen hineinwirft und Programme drucken läßt, die die anderen ausführen sollen, und wenn sie ihr eigenes geistiges Leben dabei absondert in ihre Schale, so, als hätte sie es fix und fertig ein für allemal und müßte es nur vor der Berührung mit der Welt schützen. Aber geistiges Leben, auf das wir uns verlassen, hat uns bereits verlassen. Auf das Erbe kann nur bauen, wer es heute

erwirbt. Nochmals: Die Kirche ist keine Schulkinder-Bewahranstalt. Auf Kinder kann man Festes vererben wie Katechismus, Dogma, Schrift, Ritus. Erwachsenen hingegen tun keine alten Formen not, sondern die Gestaltungskraft von Stiftern und Stammeltern. Wo zeigt sich heute solche Kraft in der Kirche? Sie fehlt ihr wie der Welt. So wird wohl die Kirche ihrerseits sich wandeln müssen, weil sie wieder so sehr Welt geworden ist.

Der verlorene Maßstab.

Man kann das auch so ausdrücken: Die Kirche kann nicht Maßnahmen von den anderen verlangen, sondern sie kann nur wieder das tun, was sie immer getan hat, sie kann Maßstäbe aufrichten. Maßstäbe und Maßnahmen stehen in schroffem Gegensatz zueinander. Heute werden diese Worte oft gedankenlos gebraucht. Aber am Maßstabe werden die Maßnahmen gemessen. Freilich, der Maßstab, den die Kirche aufrichtet, ist kein Leitsatz, kein Programm, kein Wortgeklüngel. Der Maßstab ist das Leben ihrer Gemeinschaft, es ist das Leben, das die Kirche vorlebt. Das ist der Maßstab, von der Abendmahlsgemeinschaft angefangen; nur das Leben der Kirche ist der Stil, die Lebensform, in der sich die Kirche den Maßnahmen der Welt, der Wirtschaft, der sozialen Mächte entgegensetzt und an dem gemessen wird. Der Jugend und dem Nachwuchs gegenüber ist die Kirche in erster Linie Lehrerin und Lehranstalt. Deshalb ist in der Neuzeit diese Seite an ihr so unterstrichen worden. Erwachsenen, die selbst schon leben müssen, nützt keine Lehre. Ihnen imponiert nur Leben, in das sie hineingerissen werden.

Gruppieren wir die Redner von heute, so empfinden Sie deutlich: die einen sprechen von Maßnahmen, die anderen von Maßstäben. Beiden aber fehlt der kirchliche Maßstab. Die Arbeitgeber sprechen gern von den notwendigen Maßnahmen, und zwar von den Maßnahmen dieses Jahres 1927/28, die sich aus lauter, von den Arbeitgebern früher bekämpften Maßnahmen, wie da sind: Betriebsräte, Sozialversicherung, Arbeitszeitschutz, herleiten. Sie sagen plötzlich, das, was sie noch vor Jahresfrist bekämpft haben, hätten sie auch immer gewollt; nur die nächsten Maßnahmen, die bevorstehenden, die lehnen sie ab. So verfährt der Opportunist, indem er die vielleicht noch vor Jahresfrist bekämpften Maßnahmen in den nächsten Jahren als Tatsache nüchtern in Rechnung stellt. Darauf kann ich hier nicht eingehen. Denn für Maßnahmen der Opportunität ist ein geistiger Kreis niemals die gegebene Stelle. Das muß an der Front, in dem längen vierundzwanzigstündigen Zigarrenkampf bei der Lohnverhandlung ausgekämpft werden. Die Opportunität verzichtet auf eigene, also auch auf kirchliche Maßstäbe.

Aber auch die Redner von Arbeiterseite, die hier Maßstäbe für Leben und Arbeit angelegt haben, haben keine christlichen Maßstäbe angelegt. Sie handhaben als Kanon das Maß des freien, eigenen, verantwortlichen Lebens. Diese Ideale sind etwa die Ideale Freiligraths; es sind die Humanitätsideale des 19. oder 18. Jahrhunderts. Nicht sind es Maßstäbe der christlichen Gemeinschaft. Der Wurm sitzt also im Holze. Die Kirche wird so sehr als Katechismus- und Lehranstalt angesehen, daß sie dem mündigen Menschen keinen Lebensmaßstab mehr aufnötigt. Denn der mündige Mensch ist der Lehre entwachsen. Dazu kommt etwas anderes. Die Kirche muß auch vielfach in ihrer sozialen Arbeit Maßnahmen treffen, die genau der Organisation der modernen Wirtschaft zugeordnet sind. Ich sage nichts dagegen; aber das führt die Kirche in jedem Falle dazu, die Maßstäbe dieser Welt mehr und mehr in sich einzulassen, z. B. den Maßstab der Produktivität in dem äußeren Sinne der Quantität. Ein kirchlicher Maßstab ist zwar ein Maßstab, aber sicher kann er kein quantitativer sein. Mithin ist der schlimme Zustand heute der, daß die Maßnahmen des Wirtschaftslebens und der Arbeit auch von Christen gemessen werden an Maßstäben, die überwiegend quantitativ sind, die weltlich-geistigen, idealistischen Ursprungs sein mögen, aber nicht des Christentums.

Das Kreuz des Lebens.

Nun werden Sie sagen, unser Thema verlangt das nicht, hier ist von Leben und Arbeit die Rede. Da sind wir also mit beiden Beinen im Diesseits und brauchen keinen kirchlichen Maßstab. Leben und Arbeit scheinen allerdings beide Mächte dieses Erdentages. Die Kirche in ihrem Himmelskerker scheint von beiden gleich weit getrennt zu sein. Aber hier liegt das entscheidende Neue. Ich glaube, der kirchlich soziale Kongreß hat dieses Thema nur deshalb auf die Tagesordnung setzen müssen, weil wir heute ein seltsames Leben führen, ein Leben, das so verängstigt, so eingeschüchtert, so eingedrückt und erschöpft von der Arbeit ist, daß es nicht mehr mit der Arbeit auf die eine Seite gehört und die Kirche auf die andere. Nein, dies Leben ist so unnatürlich, so unnatürlich eben durch die Arbeit, daß es sich gegen das christliche Leben als ein Leben des Kreuzes nicht mehr zu verwahren braucht.

Das ist die Kernfrage: Geht es bei dem Thema „Leben und Arbeit“ um zwei bloß natürliche Dinge, oder kann es bei zwei so weltlichen Worten trotzdem die christliche Dogmatik in sich tragen? Hat das natürliche Leben noch seine eigenen Maße und „Lebenswerte“ aus seinem quellenden Innern heraus? Und hier eben zeigt sich die Umwertung aller Werte.

Das Leben befindet sich heute zum erstenmal in der einzigartigen Lage, um seine eigene Wiedergeburt, um seine Reproduktion zu

hängen. Sonst ist das natürliche Leben gegen diese Frage blind. Man nennt Natur, was in den Tag hinein lebt, ohne Sorgen, woher es wieder kommt. Der moderne Mensch liegt ächzend im Joch des „Betriebes“, und wenn er auch bloß natürlich lebt, ist er doch schon unsicher; mit anderen Worten: schon ohne Kreuzpredigt und ohne Kirche ist die Seele ihm durch die Arbeitsvergeistung beschädigt und er selbst ist erschüttert. Wer nach noch so gut verbrachter Jugend, nach noch so gut aufgebauter Werkhule, nach noch so gut verbrachten Lehrlingsjahren fünf oder zehn Jahre den Betrieb mitgemacht, der muß erfahren und es in Kauf nehmen, plötzlich abzuwandern in eine andere Stadt, in einen anderen Betrieb. Durch die Rationalisierung wird heute jede Arbeit etwas Vorübergehendes. Keine Funktion wird dauernd gebraucht. Dieser eine Umstand genügt aber, auch wenn man von allem anderen absieht, die Arbeit zu entseelen. Jeder Akademiker muß gewärtig sein, umzusatteln, sowie sich jeder Offizier nach dem Kriege eine neue Laufbahn hat erkämpfen müssen. Ein jeder dieser Männer hat die verhängnisvolle Abhängigkeit seiner Arbeit von einem ungreifbaren, ihn organisatorisch umspannenden Geistesganzen erfahren und jeder Mensch, der einmal hat brechen müssen mit einer liebgewordenen Tätigkeit, nur weil sie sich nicht mehr rentierte, der sich dann einen neuen Arbeitsplatz suchen mußte, jeder dieser Menschen hat seine Seele aus seiner Arbeit zurückgenommen und hat gesagt: Ich kann mich an keine dieser Tätigkeiten verlieren, ich will ja leben bleiben, ich will Mensch bleiben, ich ruiniere mich, wenn ich mich fünf Jahre ausschließlich meiner Arbeit hingebe, denn dann müßte ich alle meine Freundschaften einrosten lassen und alle meine Verbindungen. Herr Dr. Schlenker hält mich für einen unpraktischen Mann. Aber nach seiner persönlichen Stellung als Syndikus und Verbandsmitglied wird mir Herr Dr. Schlenker wohl zustimmen, daß sich der Berufskämpfer heute sein Kapital an Privatleben erhalten muß; denn er muß sich sagen, daß er vielleicht schon nach einem halben Jahr den Staub von den Füßen schütteln wird, um mit Hilfe dieses Kapitals, nämlich mit Hilfe von Verbindungen in Gewerkschaften und Gemeinschaften und Familien sich einen neuen Weg zu suchen, wenn nicht in Düsseldorf, so in Schlesien, wenn nicht im Norden, dann im Süden, auswandernd, abwandernd oder rückwandernd, immer aber auf dem Sprunge, seiner Tagesarbeit noch eine große neue Wendung geben zu müssen. Darin liegen vor allem die Wirkungen des Versachlichungs- oder in Sombarts Sprache des Vergeistigungsprozesses der Arbeit. Die Arbeit ist nicht mehr das Letzte, worin wir uns selbst wiederfinden und verkörpern;*) sie ist nicht mehr das gesicherte, in das wir uns im Laufe

*) Näheres dazu enthält das Kapitel „Die Verklärung der Arbeit“ in Rosenstock-Wittig, „Das Alter der Kirche“ II, 803 ff. (Berlin, Lambert Schneider 1928).

eines langen Lebens einprägen oder herausmeißeln dürfen. Insofern hat die Arbeit ihre Kraft für unsere Seele verloren. Die Arbeit ist so vergeistet, d. h. so fungibel und verschult, daß die Seele des einzelnen sich ihr nicht mehr völlig vertrauensvoll hingeben darf noch kann. Es gibt den Arbeitsmarkt, es gibt Konjunkturen, es gibt Rationalisierungen; daran erkrankt die Seele, sie erschrickt, sie wird zunächst aus dem Berufsleben vertrieben, sie ist heimatlos. — Und da kommt es nicht darauf an, ob es noch recht viel Arbeit im Betriebe gibt, die den Menschen an sich Freude machen könnte. Dies Schicksal des Mannes von zwanzig bis sechzig Jahren gilt ja, auch wenn wir unsere Kinder noch so glänzend in Heimen und Werksschulen unterbringen. Nicht das Vorleben und die Kindheit stehen heute zur Debatte. Das Leben kann sich nicht mehr an die Arbeit verlieren, weil die Arbeit vergeistet ist, rational. Die Menschen fühlen, daß sie nur in eine vorübergehende Funktion eingesetzt werden. Fallen sie, erkranken sie, so treten andere ein. Der einzelne Mann ist eine Nummer. Das gilt vielleicht noch mehr für die Arbeitgeber als für die Arbeitnehmer. Deshalb will ich Sombarts Wort, das hier so angegriffen wurde: der Arbeiter gebe heute seine Seele in der Betriebsgarderobe ab, dahin abwandeln: Vielleicht gibt nicht der Arbeitnehmer seine Seele in der Garderobe ab, sicher aber der Arbeitgeber. Der Arbeitgeber ist so sehr dem Geiste seines Werkes untertan, daß er, je besser er funktionieren will, desto mehr sein Privatleben vergessen muß im Betriebe; er wohnt ja wo anders. Vielleicht „locht“ er wie Thomas Alva Edison sogar morgens am Fabriktor mit, um sich auch äußerlich in dieses Geistesgebilde „Werk“ restlos einzufügen. Es gibt heute eine Werkgerechtigkeit in einem neuen Sinn. Ich kenne private Unternehmer, die sich das doppelte Gehalt ihres Prokuristen aussetzen, nur weil sie danach lechzen, den Maßstab für ihr Leben aus dem „Werk“ zu empfangen! Die Einordnung in das „Werk“ soll sie rechtfertigen. Der Eigentümer tritt so sehr hinter sein Werk zurück, daß seine Frau nichts mehr davon weiß und nichts mehr darin zu sagen hat. In dieser Kapitulation und Ausschaltung der Ehefrau des Unternehmers sehe ich den einschneidenden Schritt vom Patriarchalismus zur vergeisteten oder rein sachlichen Organisation. Es liegt auch im Willen des Unternehmers selbst, daß er der eigenen Frau in den Fragen der Betriebsorganisation keinerlei Rechte mehr zugestehen kann. Wo es noch geschieht, geht die Sache meistens schief aus.

Also ist das Leben heute zum erstenmal in seiner durch die Frau verkörperten Einfalt, in seiner seelischen Naivität gebrochen. Das ist der Grund, weshalb Leben und Kirche plötzlich zusammengehören und auf die eine Seite treten, und die Arbeit auf die andere. Die Arbeit ist heute Weltarbeit geworden; sie ist Welt in einem un-

geheuren, luziferischen Sinn. — Luzifer bringt das Licht, die Klarheit und die Ordnung. Er ist der Aufklärer. Aber wenn Luzifer das bringt, so bringt er auch die Kälte; es ist in keiner Stunde des Tages so kalt wie bei Sonnenaufgang. Der klare Welttag der Arbeit, in den wir heute eintreten, kündigt uns zwar eine vergeistende Arbeitsordnung (Sombart) an, die mit den Schrecken der Nacht aufgeräumt hat, aber es ist ein Tag, der heute noch ohne Wärme ist. Langsam muß dem Leuchten des Tages die Erwärmung des Erdreichs folgen, wenn irgend etwas an dem Tage reifen soll.

Wo nun findet sich das Geistige auf seine Ewigkeit, auf seine warmen Quellen zurückgeworfen, wo lebt die Seele trotz der Kälte der Zwecke sich wieder zu ungebrochener Seelenkraft zusammen? So einfach ist es nicht zu behaupten: „In der Kirche“; denn die Kirche findet die Seelen, die eine Gemeinschaft bilden müssen und können, nicht mehr beieinander. So wie die heutige Arbeit die Menschen vergeistet, so werden sie auch in Kolonien und Siedlungen, in Wanderwohnungen hineingezwungen, in denen wir immer Klassen- und ständemäßiger auseinanderziedeln. Arbeitgeber und Arbeitnehmer wohnen nicht am selben Ort. Ja, wir werden in eine Lebewelt hineingezwungen, in der die Wohnung selbst etwas Vorübergehendes wird. Der alte Bibelsatz: „Wir haben auf Erden keine bleibende Statt“ gilt ja heute nicht nur für die Arbeitsgelegenheit, sondern auch für die Wohngelegenheit, weil diese der Arbeitsgelegenheit weitgehend nachrückt. Ich war voriges Jahr in Rendsburg, als der Stahltruss sein erst zwei Jahre vorher dort errichtetes Werk schloß und damit 600 neu hinzugerufene Arbeiterfamilien nun plötzlich diesem agrarischen Kreise zur Last fielen. Ich glaube, wir werden uns damit abfinden müssen, daß dergleichen Verlegungen nicht nur von Provinz zu Provinz geschehen werden. Als Belegschaften werden wir Menschen von Erdteil zu Erdteil geworfen werden, mindestens von Land zu Land. Eine solche Zeit nennt das Wohnhaus kühl die Wohnmaschine. Die Arbeit duldet kein Jdyll.

Also gemeinschaftlich in die Kirche gehen hat nicht mehr den kräftigenden Sinn von ehemals, weil die Menschen, die miteinander arbeiten, nicht gemeinschaftlich in die Kirche gehen können. So haben wir heute den Zustand, daß die Kräfte, die das Leben seelisch ordnen, Schule, Kirche und die Familie selbst, sich unendliche Mühe geben, gut zu funktionieren, daß sie aber unwirksam und kraftlos sind. Die Arbeitsordnung umgekehrt ist wirksam und mächtig und umklammert die Seele, aber die Seele wird stumm, und je besser man die Arbeit verrichtet, desto weniger lebt man mit anderen seelisch zusammen.

Wir sagte ein Ingenieur, ein Mann von dreißig Jahren, — er war völlig naiv in diesen Dingen und durch keine romantischen Bücher von mir verdorben — also dieser Mann sagte mir: „Es ist merk-

würdig, als ich in den Betrieb eintrat, da habe ich mit meinen Leuten reden können, auch über Familienangelegenheiten. Jetzt nach drei Jahren ist das wie eingeroftet. Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, mit den Leuten rein sachlich zu verkehren, daß es mich schon stört, und daß ich mir einen großen Ruck geben muß, wenn ich jemanden nach seinen Familienverhältnissen fragen soll. Das wirkt unpassend. Obwohl ich mit meinen Leuten ausgezeichnet stehe, merke ich doch, wie meine Kehle für alles, was nicht in den Betrieb hineingehört, eingeroftet ist." Das müssen wir sehr unterstreichen. Wir müssen das als einhelliges Echo feststellen, aus allem, was Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier scheinbar gegeneinander gesprochen haben. Auch die Arbeitnehmer nämlich wollen nicht mit dem Arbeitgeber leben, wenigstens haben sie es nicht gesagt. Sie wollen mit ihm verhandeln, wollen von ihm fordern, aber auf den Gedanken sind sie noch nicht gekommen, daß sie auch noch mit ihm leben sollen. Wenn man von Leben und Arbeit spricht, muß man von den Opfern sprechen, welche die Seele des Unternehmers über sich ergehen lassen muß. Die Gesichter unserer Arbeitgeber sind gezeichnet durch Vergeistigung im Sinne des Verorganisiertwerdens. Niemand will mit ihnen zusammen leben, niemand glaubt es zu können, niemand glaubt, es lohne sich das oder es sei das Christenpflicht!

So wird es heute dem in der Arbeitsmaschinerie stehenden Menschen, ob er nun in der Fabrik oder in der kirchlichen Arbeit oder in der Universität steht, die zwar ein sehr schlecht rationalisierter Betrieb ist, aber immerhin das Schlechte dieser Rationalisierung bereits restlos übernommen hat — es wird ihm sehr schwer, die Kräfte, die er verausgaben muß, wieder einzubringen. Die Seele des Arbeitgebers verdorrt heute, weil sie nicht genügend von ihrer Arbeit her gestaltet wird.

Der Angstschrei der Kreatur.

Von den Seelen aller Leitenden wird heute ein Uebermaß an Einsatz und Hingabe verlangt, ein dauerndes Sachlichsein, ein dauerndes Unsterblichsein, also etwas, was uns armen Sterblichen nicht gegeben ist. Gestern empfangen wir als Motto für unsere Tagung: Aufnehmen, was Gott dir gibt und weitergeben, was er dir gegeben hat. Nun hören Sie doch einmal den Notschrei, der hier durchklang und der jetzt vor allem gestern aus der Rede des Arbeitgebers klang: Ich muß immer mehr weitergeben, als mir gegeben ist, ich darf nie den armen Sterblichen markieren, ich darf nie versagen, ich muß immer gleichmäßig ruhig bleiben, muß immer lächeln. Jeder will etwas von mir. Das verruchte *keep smiling* mißbraucht das freie seelische Lächeln als Geisteswaffe; berufsmäßig lächeln, das muß ins

Sanatorium führen. Warum sind denn die Nervenärzte so viel beschäftigt? Weil die Oberschicht seelisch in einer unverantwortlichen Weise mehr lieben soll, als sie lieben kann; hingegen die Unterschicht unverantwortlich weniger zu lieben braucht, als sie zu lieben vermag. Gott verlangt von uns nicht mehr als ein menschliches Maß. Das Gebot lautet: Wie er dich liebt, so liebe du. Aber heute wird verlangt, daß der Werkleiter gleichmäßig lieben soll, also nicht wie Gott, bald heftig brausend, bald lind dahinwehend, bald zürnend, dann lobend, wie es früher der Unternehmer als Patriarch getan hat, sondern mit einer müden Gleichmäßigkeit, mit einer unpersönlichen Freundlichkeit. Die müde Freundlichkeit, die liebenswürdige Enttäuschtheit können Sie geradezu als das Kennzeichen des gebildeten Unternehmers bei jeder Geselligkeit wahrnehmen. Der Arbeiter aber möchte lieben dürfen, so wie es der alte Arbeiter Haasis am Schluß seines Lebens rührend und weise ausgesprochen hat: „Der Mensch will geliebt haben und geliebt worden sein.“

Wie ist also zu helfen? Doch wohl nur, wenn die Kirche wieder, so wie sie die Schule gebaut hat, in ihren Arbeitsgemeinschaften Lebensmaßstäbe errichtet, durch die auch die Arbeitsgemeinschaften in der Industrie Wirklichkeit werden können. Die Industrie selber ist an dieser Aufgabe gescheitert, weil man solch Werk nicht vom 9. bis 15. November 1918 in den paar Tagen schaffen kann. Die Hüterin des Seelenlebens, die Kirche, hatte und hat in ihren Formen der Wortverkündung nichts von der Arbeitsgemeinschaft vorbereitet, im Gegenteil, das Zusammensehen und Zusammensprechen der Worte des Geistes hat sie n i c h t gelehrt. Sie kennt nur die stumme Zusammenarbeit der sogenannten Liebestätigkeit. Wie schrecklich ist es aber, Predigt und Liebestätigkeit einander gegenüberzustellen! A u c h d a s W o r t m u ß L i e b e s t ä t i g k e i t w e r d e n, denn die Kirche ist Geistesleben, Leben des Logos, des lebendigen Wortes.

„Arbeitsgemeinschaft“ rechnet mit dem Zustand der vergeisteten Menschheit, d. h. damit, daß diese durch den Betrieb und den Lärm verlernt hat, seelisch wirklich mit den anderen zu leben. Diese armen Seelen bleiben berufsmäßig freundlich; auch wenn ich durchs Auto vom Rade gerissen werde, so verabschieden wir uns mit einem Lächeln, ungeachtet meines Nervenschocks. Sie sehen, das heute so freundliche Verhalten der Leute in der Großstadt gehört zu ihrer geistigen Schutzorganisation, es dringt nicht bis in ihr innerstes Wesen. Die Menschen haben um sich eine Mauer gebaut, damit nichts herankommt. Gebraucht wird also eine Arbeitsgemeinschaft des Innersten, in der die Menschen langsam ihre Schutzmauern geistig organisatorischer Art abtragen dürfen und die Waffen ablegen können. Nun entwaffnet sich der moderne Mensch, wenn er klagen kann; daher muß allen diesen Menschen Gelegenheit gegeben werden, daß

sie angehört werden. Angehört sollen sie werden nicht mit ihren privaten, seelischen Nöten, wie in der Beichte, sondern mit ihren Nöten aus ihrem Beruf und ihrer Gesellschaftslage. Die Berufsklage erfordert eine öffentliche Arbeitsgemeinschaft zusammen mit Angehörigen anderer Berufe. Aus dieser Lage erklärt sich, weshalb wir den Menschen, der in der Arbeit dauernd in geistiger Kampfhaltung steht, nicht dadurch stille machen können, daß wir ihn in die Sonntagskirche tun. So ein Mensch kann im ersten Augenblick unter der Kanzel noch nicht hören, sondern er fängt innerlich eine streitbare Auseinandersetzung mit dem Pfarrer an, ob der sich etwa mit Tillich oder mit Gogarten vollgesogen hat. Der Mensch in der Kirche kann nicht hören, weil er sein Arbeitsleid nicht hat ausklagen können. Die Lebensgemeinschaft, mit der von der Kirche ein Zusatz zu ihrer bisherigen Form wird geschaffen werden müssen, wenigstens von der Kirche, die nun wirklich das geheilte Leben leben will, ist eine Form, in der diese Seelen erst einmal ihre Arbeitsängste ausschreien können. Es klingt das rauh, indes hier paßt das Soldatenwort: rauh, aber herzlich! Weil man nur hier das Herz greift, muß es zuerst geschehen. Es ist der erste Akt der Kirche, nicht daß sie spricht, sondern daß sie hört. Jesus hat immer gewartet, bis er gefragt wurde. Die Kirche soll weniger reden als der Mensch. Sie soll die Kraft aufbringen, hinter dem Worte zu hören, was eigentlich aus den Worten spricht. Wenn der Träger einer Arbeit missioniert werden soll, so muß ihm die Zeit und der Ort verschafft werden, öffentlich von der Arbeit, an der er trägt, zu sprechen. Nur damit tritt seine Seele in die Kirche ein. Daß die Seele einen Raum gewinnt, in dem sie spricht, ist notwendig, weil in der Arbeit jedes Wort persönlicher Art, das etwa der Unternehmer spricht, ihm abträglich ist, weil es mißverstanden wird. Für diese Aussprache genügt nicht das Ohr des Freundes oder der Frau oder des Seelsorgers. Denn die Klage soll der erste Schritt dahin sein, daß die Welt dieser Klage einst stattgeben wird, wenn auch nicht sofort mit einer Maßnahme; man klagt ja hier nicht seine persönliche Schuld, sondern man klagt über die Last seiner Arbeit. Und da muß also der Weg zu einer Aenderung des Arbeitsprozesses im Grundsatz offen gehalten sein; nur dadurch ist ja z. B. die Sklaverei von der Kirche überwunden worden, weil erst einmal Sklave und Herr miteinander in der Kirche zusammen zu leben angingen.

Also scheint mir die Verkündigung in der Form echter Arbeitsgemeinschaft das zu sein, was die Kirche als Trägerin des Lebens der Arbeit zubringen muß. Leben und Kirche gehören heute zusammen als Verbündete gegen die gesellschaftlich-rationale Arbeit, kraft der einzigartigen Tatsache, daß das Leben seine Beseelung heute nur der Wirksamkeit einer geistigen Gemeinschaft verdanken kann.

Zum erstenmal sozusagen hat der Mensch von Haus aus keine durch die Arbeit gestaltete Seele. Ausgedörrt nach zehn oder zwanzig Arbeitsjahren hat sie verlernt, mit einem Menschen oder mit anderen Erwachsenen noch zusammen zu leben. Eine nüchterne Nuhanwendung daraus ist: niemals kann es die Aufgabe sein, Fabrik-Kirchen zu gründen, den Betrieb als seelische Gemeinschaft aufzubauen, denn die einzelne Fabrik wird aufgelöst, wenn sie nicht rentiert. Es wäre also lächerlich, zu fordern, daß der Unternehmer mit seinen fünfzig Arbeitern zusammen lebt, als wären gerade sie durch ein Schicksal zusammengeschweißt. Der einzelne vergängliche Betrieb hat heute kein Pathos. Viele gute Leute, aber schlechte Musikanten wollen das zwar nicht einsehen und doch bekunden sie volle Unkenntnis der Welt, in der wir leben müssen. Nur darauf kommt es an, daß von den Trägern aller Ämter unserer Arbeitsordnung immer wieder in Freizeiten zusammengelebt wird, damit der Werktag und das Werkjahr dieser einorganisierten Menschen von daher erneuert wird. Wie die Abendmahlsgemeinschaft, so ist auch die Arbeitsgemeinschaft der Freizeit geistiger Art. Sie ist keine Veranstaltung bloßer Bequemlichkeit. Es genügt nicht, daß man miteinander in einer solchen Freizeit lacht und scherzt und spielt, obwohl es auch dazu gehört. Die Arbeitsgemeinschaft hat vielmehr außer diesen Freuden auch eine geistige Last zu stemmen. Die Klage des anderen sich ausreden und austosen zu lassen, ist eine schwere Last. Deshalb bedarf die Arbeitsgemeinschaft der strengen Form und der überlegenen Leitung. Ich warne davor, die echten Freizeiten mit erbaulichen Bibelstunden oder mit gemüthlichen Jungfrauenkränzchen zu verwechseln. Der nüchterne Mann muß hier auf seine Rechnung kommen. Die Arbeitsgemeinschaft geistiger Art, die Lebensgemeinschaft geistiger Verflechtung zu schaffen, scheint mir der einzige Weg für die Kirche, wenn sie die Kirche bleiben und dennoch die Arbeit verklären will.

Die Samariterkirche.

Mehr als den Maßstab hinhalten in lebendiger Weise hat die Kirche nie gekonnt. Sie hat das Pfarramt geschaffen in der Reformation und hat damit den modernen Fürsten und Gelehrten das Maß vorgehalten, wie der einzelne in seinem Berufe freudig leben und seine Kinder recht erziehen kann. Luthers große Tat ist die Schaffung evangelischer Pfarrhäuser gewesen. Die Kirche steht heute gegenüber der modernen Arbeitsordnung vor derselben Aufgabe. Es ist also gar nichts Neues zu tun. Allerdings, was geschehen muß, muß anders aussehen als das, was bisher geschehen ist, gerade damit es dasselbe bleibt. Und wer die steinernen Gotteshäuser oder die Pfarrämter und Konsistorien für das Leben der Kirche hält, der mag sich vor diesem Neuen unbehaglich fühlen.

Was ist die Aufgabe heute, wo nicht die Kinderschule in Frage kommt, sondern das Leben der Erwachsenen? Nicht die christliche Schule, sondern der Weg abgearbeiteter Männer und Frauen in die Wirklichkeit der Zusammenarbeit! Kein Bekenntnis kann man diesen Männern und Frauen abfordern, nur ihr **A r b e i t s l e i d** und ihre **L i e b e s l e i d e n s c h a f t** berechtigen sie zur Gliedschaft in der neuen Gemeinde. Diese Menschen sollen dahin kommen, stille zu werden. Dann werden sie auch den gemeinsamen Gottesdienst am Ende wieder ersehnen und ertragen; denn sie werden dann im Leben miteinander ihre Angst voreinander und ihre Kämpferhaltung entspannt und gelöst haben. Denken Sie doch, wieviel Angst heute alle Klassen und Parteien voreinander haben! Davon suchen wir Heilung. Die Welt der Verbände kann heute nicht hören, sagte ich eingangs. So brauchen wir das brüderliche Gehör derer, die guten Willens sind, zu unserm Frieden.

Ich las neulich den Bericht über eine mitteldeutsche Industriefreizeit. Die Predigt gleich des ersten Abends begann mit dem schönen Wort: „Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stille um ihn alle Welt.“ Mir scheint, daß alles, was wir heute besprochen haben, sich in der einen Erkenntnis vereinigt, daß wir diesen Satz heute in unserer Welt der Arbeit nicht an den Anfang stellen können, sondern daß wir den Weg zu diesem Wort neu bahnen müssen. Den Weg bis hin in das gelöste und geheilte Leben der Söhne und Töchter Gottes, der wirklichen Vollmenschen zu bahnen, ist die Sendung der Kirche. Sie ist immer der Vorläufer, immer der Weg in dieser vorläufigen Zeit, sie ist nie selber die Erfüllung. Aber Gestalt muß sie auch, und gerade als Vorläuferin, gewinnen. Sie muß die Befreiung und das Freiwerden der Seele vom Panzer der Arbeit gestalten. Sie muß die Wunden der Kämpfer der Arbeit auswaschen und verbinden. Nicht Feste zu feiern im Tempel, sondern **S a m a r i t e r** der arbeitsmüden Seelen zu sein, ist die Bewährung in der Nachfolge des Erstlings, die von uns als den Bausteinen der leibhaftigen Kirche gefordert wird. Und es gibt Maßnahmen, die diese Forderung der Verwirklichung zuführen. Und von Maßnahmen hatte ich hier sprechen wollen! Ist es zu viel gehofft, wenn ich glaube, die Kirche werde die Kraft aufbringen, daß am Schlusse eines solchen gemeinschaftlichen Lebens von Menschen in Freizeit und Arbeitsgemeinschaft der Lärm übertönt wird, daß man am Schlusse sagen, vernehmen und begreifen kann: „Der Herr ist in seinem Heiligtum, es sei stille um ihn alle Welt.“

EUGEN ROSENSTOCK UND JOSEPH WITTIG

DAS ALTER DER KIRCHE

KAPITEL UND AKTEN

Umfang ca. 1300 Seiten, Groß-Oktav, Drei Bände.

Broschiert RM 32.—, Leinen RM 40.—

Band III ist als Sonderausgabe einzeln lieferbar

unter dem Titel
Die Akten und Gutachten zum Schrifttum Joseph Wittigs

Preis brosch. RM 7.50

URTEILE:

„Das Thema Kirche ist wieder angeschlagen, so machtvoll und weit und reich, so erfüllt von Substanz der Vergangenheit und zugleich so gegenwartsnah, wie zur Zeit kaum irgendwo. Nicht als ein theologisches Sonderthema, sondern als ein Thema unserer gesamten geistigen und gesellschaftlichen Existenz, als juristisches und soziales, als politisches und wirtschaftliches, als geistiges und vitales Thema, als unser Thema schlechthin. Darum hat das „Alter der Kirche“ jedem Kreis wesentliches zu sagen, der um die Gestaltung der Gegenwart aus dem „Kairos“, aus der „Fülle der Zeiten“ ringt.“

Prof. Dr. Paul Tillich in der Vossischen Zeitung.

Man liest mit gespanntem und gesteigertem Interesse die Dokumente über diese menschliche Tragödie, und man vertieft sich gern in das Gutachten, das ebenfalls mehr als hundert Seiten umfaßt. . . . Wir haben hier einiges aus dem umfangreichen Gutachten wiedergegeben. Man wird daraus ersehen haben, daß es höchst interessant, höchst zeitgemäß ist, daß die Zustände, die es charakterisiert, auch im Zusammenhang mit Vorgängen stehen, die in den letzten Monaten einen Widerhall in diesem Blatte gefunden haben. Mögen insbesondere diejenigen es studieren, die es zunächst angeht.

Frankfurter Zeitung.

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER / BERLIN-DAHLEM

SCHRIFTEN EUGEN ROSENSTOCK

EUROPA UND DIE CHRISTENHEIT 1919

Kosel & Pustel, Kempten

WERKSTATTAUSSIEDLUNG, UNTERSUCHUNGEN ÜBER DEN LEBENSRAUM DES INDUSTRIEARBEITEREN

Julius Springer Verlag, Berlin 1922. Brosch. Rm. 5.—

LEBENSARBEIT IN DER INDUSTRIE UND AUFGABE EINER EUROPÄISCHEN ARBEITSFRONT

Julius Springer Verlag, Berlin 1926. Brosch. Rm. 4.80

INDUSTRIEVOLK

Zweite, erweiterte Auflage

ABBAU DER POLITISCHEN LÜGE

Verlag Lambert Schneider, Berlin. Brosch. je Rm. 1.—

DIE KRAFTE DER GEMEINSCHAFT

Soziologie. Band I

Walter de Gruyter & Co. 1925

VOM INDUSTRIERECHT

Rechtssystematische Fragen

Verlag Herman Sack, Berlin W35. Brosch. Rm. 6.—

PARACELSUS

*Krankheit und Glaube. Eingeleitet und herausgegeben
von Dr. R. Koch und Professor Dr. Eugen Rosenstock*

Fr. Frommann Verlag, Stuttgart 1923. Brosch. Rm. — 90, geb. Rm. 1.50

IM KAMPF UM DIE ERWACHSENENBILDUNG 1912—1919

Von Dr. W. Piehl und Professor Dr. Eugen Rosenstock 1926

PROTESTANTISMUS UND VOLKSBIEDUNG

Estorff Verlag, Berlin 1925

ANGEWANDTE SEELENKUNDE

Eine programmatische Übersetzung

Roethlisberger G. m. b. H., Darmstadt 1924. Brosch. Rm. 2.60, geb. 4.50